Tannenreis aus dem Böhmerwalde

Erzählungen von

Max Klima

Straßburg i. E. und Leipzig :: Verlag von Josef Singer :: Hofbuchhandlung :: 1910

Tannenreis aus dem Böhmerwalde.

Tannenreis aus dem Böhmerwalde.

Erzählungen

von

Max Klima.

Straßburg i. E. und Leipzig: Verlag von Josef Singer: Hofbuchhandlung: 1910

Alle Rechte vorbehalten

M. DuMont Schauberg, Straßburg. — 707.

Inhalt.

Seite

Der Einsiedler 7
Die Hochzeiterin 26
Am Kirchenplatz 36
Der Kresenbauer 41
Der nächtliche Ausflug 55
Harte Köpfe 65
Zwei schwarze Seen 164

Der Einsiedler.

An der bayrischen Grenze steht in einer Au eine Holzhütte. Auf der Bank davor sitzt ein müder Greis und scheint mit halboffenen Augen zu träumen. Er denkt zurück, weit zurück.

Damals war er ein gar übermütiger Geselle; niemand konnte so tanzen und singen wie der Kalser Sepp, niemand verdrehte den Mädeln die Köpfe so wie er. Das paßte den andern Burschen nicht und es setzte deshalb häufig Zank und Hiebe; allein dies freute ihn nur, denn in seinen Armen fühlte er die Kraft eines Bären. Wurde auf die Scheibe geschossen, hatte er regelmäßig die meisten Kreise. Das verdroß die Forstleute. Aber diesen gab er noch mehr Ursache, ihm nicht grün zu sein. Die schönsten Stücke Hochwild holte er ihnen weg, ohne daß sie ihm beikommen konnten; denn er war vertraut mit allen Schlichen und kannte den Wald so gut wie seine Wächter.

Es war eine wunderschöne Nacht, der Mond glänzte, kein Lüftchen rührte sich. Da nahm Sepp das Gewehr vom Nagel und wollte fort.

„Sepp, Sepp!“ sagte die Mutter, „wenn Du mir auch sonst nicht folgst, heute bleib zu Hause!“

„Warum denn gerade heute?“ fragte Sepp ziemlich unwirsch.

„Heute ist wieder der Tag, wo Dein Vater wegen dieser verdammten Leidenschaft bald zum Mörder geworden wäre. Zehn Jahre sind's seitdem, es war auch so eine Nacht, da ist er hinüber ins Herrschaftliche.“

„Wer sagt Dir, daß ich ins Herrschaftliche will?“

„Leugne es nicht!“

„Ich hab' es dem Toni ganz sicher versprochen.“

„Der kann auch ohne Dich gehen. Bleib zu Hause!“ bat die Mutter sehr eindringlich. „Ich hab' so eine große Angst. Es geschieht ganz sicher etwas.“

„Einbildung! Heute ist die Luft rein, der Förster und die Heger sind am Rentamt beim Preisschießen.“

Keine Bitten halfen. Sepp ging. Er schritt hinab ins Tal bis zum Bache, der die Grenze bildete. Ein Sprung über denselben und der Wilderer war im Herrschaftlichen. Er kroch durch ein Dickicht und kam an eine freie Stelle, wo er sich, gedeckt durch einen Kreßling, aufstellte und mehr-

mals den Lockruf ertönen ließ. Nicht lange währte es, so knackte es im Geäste, und mit kollernden Lauten kam ein Bock gesprungen. Schnell riß Sepp das Gewehr an die Wange und drückte los. Der Schuß krachte und der Bock brach zusammen. Während Sepp sich niederbeugte, um ihn aufzuladen, hörte er Schritte. Bevor er sich ins Dickicht zurückziehen konnte, rief ihn eine drohende Stimme an: „Hab' ich Dich endlich!" Der Förster war's, das Gewehr schußbereit in den Händen. Mit einem Satze war Sepp hinter einem Baume und legte auf den Förster an. Dieser ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern sagte: „Es war doch gut, daß heute das Schießen abgesagt wurde. Jetzt werden wir Dich für eine schöne Zeit los."

„Das sag' ich Dir," schrie Sepp, „wenn Du mich anzeigen willst, schieß' ich Dich nieder wie eine Katze!"

Doch der Förster achtete nicht auf die Drohung, sondern spottete: „Hast Angst vor Schloß und Riegel?"

„So willst Du mich wirklich anzeigen?" rief Sepp zornfunkelnd hinüber.

„Auf die Gelegenheit hab' ich schon lange gewartet."

Da krachte schon der Schuß und der Förster lag

am Boden. Sepp raffte sein Gewehr auf und stürzte wie sinnlos davon; schweißbedeckt langte er zu Hause an. Erregt riß er die Türe auf, daß seine Mutter, im Gebet versunken, erschrocken auffuhr.

„Um Himmelswillen," jammerte sie, als sie ihm ins bleiche Gesicht sah, „was ist geschehen?"

„Im Wald liegt ein Toter," stammelte Sepp.

„Himmlischer Vater!" schrie die Mutter. „Du! Du!" und sah entsetzt auf ihren Sohn.

„Ich muß fort, da hilft jetzt kein Reden, gleich auf der Stelle. Ist Geld im Hause?"

Die Mutter ging zu der Truhe und sperrte eine kleine Lade, die in derselben angebracht war, auf. Ihre Hände zitterten, daß sie kaum öffnen konnte. Sie nahm alles Geld heraus und reichte es ihm, ohne ein Wort zu sprechen. Sepp nahm das Geld in Empfang und blieb dann unschlüssig stehen, er wollte sprechen, brachte aber kein Wort heraus. Die Mutter holte ihm noch den Mantel und sagte, nachdem sie ihm denselben überreicht: „Geh'!"

„Mutter!" stieß er hervor und wollte näher treten, doch sie streckte abwehrend die Hände aus. Da ging er. Nachdem die Schritte verhallt, sank die Mutter zusammen.

Der Bursche ging eine Weile auf der Straße weiter, dann bog er vom Wege ab und schritt gegen

ein Häuschen, das ebenfalls einsam bei dem Walde stand. Heller Lichtschein drang aus der Stube durch die Fenster. Sepp klopfte, worauf ein Mädchen an der Türschwelle erschien, um nachzusehen, wer Einlaß verlangte.

„Sepp, Du bist es?“ sagte es freudig überrascht. Statt einer Antwort zog er es fest an sich und küßte es.

„Kathl,“ sagte er darnach, „wir müssen scheiden.“

„Ach geh, willst mich wieder zum besten halten wie neulich?“ Dabei drückte sie lachend einige Küsse auf seine Lippen.

„Ja, wenn das nur Spaß wäre, was gäb' ich darum!“ Diese Worte waren so kummervoll gesprochen, daß das Mädchen ganz bestürzt ihn anblickte.

„Was hast Du?“ fragte Kathl voll Angst.

„Ich darf nicht länger hier bleiben, morgen wirst Du so alles erfahren.“

Doch sie drängte in ihn, bis er alles erzählte.

„Du wirst mich jetzt nicht mehr mögen und Dich um einen andern umschauen?“

„Hörst Du, wenn Du mich noch ein wenig gern hast, dann sprich nicht so! Ich lasse von Dir nicht.“

„Sie werden mich aber erwiſchen und mich jahrelang einſperren!“

„Ich wart' auf Dich, bis Du frei wirſt.“

Damit ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Nacken und ſchmiegte ſich an ihn, ſo daß er fühlte, wie erregt ſie war.

„Kathl, meine einzige Kathl, bleib mir treu!“

Sie hielten ſich umſchlungen, und des Mädchens Tränen netzten ſeine Wangen.

Nach mancherlei Zwiſchenfällen kam er zu ſeiner eigenen Verwunderung unangefochten nach Amerika. Mit einer Auswandererſchar zog er weiter nach Weſten. Nachdem er ſich ſeßhaft gemacht, ſchrieb er den erſten Brief an ſeine Mutter. Er wartete monatelang auf eine Antwort. Als ſie ausblieb, ſchrieb er neuerdings, allein vergebens.

„Will ſie von mir nichts wiſſen, oder was iſt vorgefallen?“

Auch die Kathl antwortete nicht. Es waren quälende Gedanken, denen er ſich hingab.

Jahre waren vergangen. Die Sehnſucht nach der Heimat wurde immer ſtärker und ſtärker, mit unſichtbaren Händen griff ſie nach ſeinem Herzen und ließ es nicht mehr los. Er mußte ſehen, wie ſich die Dinge während ſeiner Abweſenheit geſtaltet hatten,

ſelbſt auf die Gefahr hin, dem Gericht in die Arme zu laufen. War er zuerſt aus Furcht vor Strafe geflohen, ſo meldete ſich jetzt das Gewiſſen und redete ihm zu, der Sühne nicht aus dem Wege zu gehen. Und ſo entſchloß er ſich zur Heimkehr. Vorſichtig und langſam näherte er ſich dem Heimatsort, unwillkürlich ſuchten ſeine Augen aus der Ferne die Stelle, wo die Untat geſchehen. Ohne es zu wollen, ging er den Weg, welcher zu derſelben führte. Bald ſtand er vor dem Bache. Er ſetzte ſich auf einen Baumſtumpf und ſtarrte in den Wald hinüber. Da fuhr er plötzlich mit einem Rucke auf. Langſam ſchritt — der Förſter dahin. Sepp hätte aufjauchzen mögen vor Freude. Am liebſten wäre er ihm entgegengeeilt und hätte ihn umarmt. Doch er beſann ſich und eilte ganz glücklich zum Häuschen ſeiner Mutter. Als er aus der Lichtung des Waldes trat und mit erwartungsvollen Augen nach dem Häuschen blickte, glaubte er falſch zu ſehen. Es war zerſtört, das Dach fehlte, die meiſten Balken waren verſchwunden und auf dem Unterbau hatte ſich Unkraut eingeniſtet. Betroffen blieb er ſtehen und ſtarrte fragend nach der Stätte, die einſt ihm lieb und teuer war.

Was mußte nicht alles vorgefallen ſein?

Wo war ſeine Mutter?

Lange stand er nachsinnend da und immer trüber wurden seine Gedanken, einige Tränen machten sich wider seinen Willen frei. Da ging er gesenkten Hauptes langsam von dannen. Er kehrte sich öfters um, er hatte das Gefühl, als müßte ihm eine wohlbekannte, geliebte Gestalt winken, aber es regte sich nichts.

Ohne es zu merken, kam er zu dem Häuschen seiner Kathl. Auf einer Bank davor saß ein junges Weib mit einem Kinde am Arm. Sepp trat näher; neugierig betrachtete Kathl den Fremden, doch sie mußte ihn erkannt haben, denn eine helle Röte schoß in ihre Wangen.

„Kathl!"

Sie blickte zu Boden.

Da zeigte er auf das Kind und sah sie an, als wollte er fragen:

„Was hat das zu bedeuten?"

Das Schweigen war ihr noch peinlicher, deshalb sprach sie ihn an: „Du bist's! Wo kommst Du her?"

„Ich hab' Dir geschrieben, doch Du hast mir nicht geantwortet. Da bin ich selber gekommen."

„Ich hab' keinen Brief von Dir erhalten. Ich glaubte Dich tot, da habe ich den Rogl Franz zum Mann genommen."

„Darum haſt Du nicht geantwortet!“

Er lachte grell auf und wandte ihr den Rücken.

„Sepp! Sepp!“ rief ſie ihm nach, aber er wollte nichts mehr davon hören.

Im Gaſthauſe erfuhr er, daß ſeine Mutter nach ſeiner Flucht tot aufgefunden wurde. Der Förſter war von dem Schuſſe wohl leicht geſtreift worden, aber ſein Fall rührte von einer feuchten Baumwurzel her, auf welcher er ausgeglitten war. Sepp fühlte ſich immer gedrückter und gab nur unwillig Antwort auf die neugierigen Fragen des Wirtes. Er erhob ſich und ſchlug die Richtung gegen den Wald ein. Bald ſtand er wieder vor dem verfallenen Häuschen. Der Bohrwurm in ſeinem Innern ließ ihn nicht raſten; ziellos nahm er ſeinen Weg. Es wurde Nacht, er irrte noch immer herum. Es fing an zu regnen, aber es fiel ihm nicht ein, einen Unterſchlupf zu ſuchen, bis ſeinen durchnäßten Leib die Kälte ſchüttelte. Eine Gehirnhautentzündung warf ihn in den nächſten Tagen nieder. Als ſich ſein Zuſtand wider Erwarten beſſerte, war der letzte Funke, der in dem übermütigen, lebensluſtigen Sepp von einſt noch glimmte, erloſchen. Seine hohe Geſtalt war gebrochen, ſein Schritt ſchwerfällig geworden. Sein Frohſinn war einer dumpfen Gleichgültigkeit gewichen; nur der Ge-

danke quälte ihn: du bist an dem Tode deiner Mutter schuld; dafür mußt du büßen bis an dein Lebensende. Unstät wanderte er durch mehrere Jahre über Berg und Tal des heimatlichen Gebirges. Einmal saß er auf einem Stein in einer Au. Er zog den Rosenkranz heraus, den er nun bei sich trug wie früher das Gewehr. Während er betete, schlief er ermüdet ein. Als er wieder erwachte, fühlte er sich ungemein gestärkt und ein Wohlgefühl durchzog seinen Körper. Mit prüfenden Augen betrachtete er die Umgebung; da sie ihm gefiel, beschloß er, sich hier niederzulassen. Das Grundstück, auf dem das Häuschen seiner Mutter stand, hatte er verkauft. Der Zufall wollte es, daß die Au zum Besitztum eines Bauern gehörte, der ihm gern ein Stück davon überließ, da es wegen der weiten Entfernung ohnehin schwerer zu bewirtschaften war. Der Eingewanderte baute sich ein einfaches Blockhaus mit einem Gemache. Statt des Bettes machte er sich einen Verschlag von Brettern, welchen er mit Moos ausfüllte, über das er eine Decke breitete. Mehr Sorgfalt verwendete er auf „den Altar". Zu diesem Zwecke rückte er einen Tisch an die Wand, breitete ein weißes Linnentuch darüber, stellte einige Leuchter darauf und hing an die Wand farbige Heiligenbilder. An

einigen Stellen des Gemaches schlug er große Nägel ein, an denen er in der Folgezeit Rosenkränze, Heiligenbildchen und dergleichen aufhing. Außer Stuhl und Ofen sah man kein Zimmergerät mehr in der Stube. Bei der Tür lehnten Stechscheit, Hacke und Schaufel, denn sein Feld ließ er nicht von den Nachbarn bestellen, die gerne mit Pflug und Pferden ausgeholfen hätten, sondern er grub und hackte alles eigenhändig um — zur Buße. Er lebte fast ausnahmslos von Brot, Wassersuppe und Erdäpfeln — zur Buße. Er führte ein frommes Leben, fehlte bei keiner Andachtsübung und ward Vorbeter bei religiösen Umzügen, Leichenbegängnissen usw. Hoffte man durch Gebet Unheil, Krankheiten abzuwenden, so wurde der „Einsiedl", wie ihn die Leute nannten, gerufen. Diese wollten dann durch verschiedene Gaben sich erkenntlich zeigen, doch er nahm nichts an als einen Laib Brot. Durch das eintönige Leben kam Friede in seine Brust, und sein Gesicht nahm bald den Ausdruck einer stillen, innern Fröhlichkeit an, und manches harmlose Scherzwort entsprang derselben. Die Kinder besuchten ihn sehr häufig, denn er erzählte ihnen Legenden, die er in seiner Einsamkeit ausgesonnen. Hatte er früher auf dem Tanzboden häufig durch „Gesangln", zu denen er die Weisen

und die Worte erfunden, die Aufmerksamkeit der andern erregt, so lehrte er jetzt die Kinder fromme Gesänge, die er selbst erdacht. Und die Kleinen waren bald der Meinung, der Einsiedl sei auch so ein Heiliger, von denen er ihnen erzählte. Heilige Leute pflegen versucht zu werden. Auch unser Einsiedl sollte dies erfahren.

In dem Orte, wohin er zu gehen pflegte, waren einige unverfälschte Klatschschwestern, tüchtig in ihrem freiwilligen Berufe ausgebildet. Während sie sich benahmen, als hätten sie alle Frömmigkeit gepachtet, besuchten sie die Kirche zumeist nur aus Gewohnheit und Neugierde. Während sie mit gut gespielter Einfalt den Anschein eines demütigen Sinnes zu erwecken suchten, mischten sie sich mit Vorliebe in alle Angelegenheiten, die sie nichts angingen, ließen niemanden ungeschoren und säten überall nur Verdruß und Unfrieden. Am unerträglichsten und unausstehlichsten unter ihnen war die Klomperer Moni. Sie war Witwe. Wenn man ihren Worten glaubte, so mußte sie ihren Mann bei Lebzeiten auf bessere Wege gebracht und ihm viel Liebes und Gutes erwiesen haben. Doch andere Zungen behaupteten, sie hätte ihn nur geplagt, auf jede Weise gequält und zu Tode geärgert. Sie war erbost über diese üble Nachrede, denn sie hielt

sich für einen Tugendspiegel. Während sie sich untröstlich über den Verlust ihres Mannes stellte, hatte sie Wohlgefallen an dem Einsiedl gefunden. Doch dieser merkte es nicht, obwohl sie es ihm auf alle mögliche Weise beizubringen trachtete. Da beschloß sie, die Angelegenheit auf eine entschiedene Art anzufassen. Sie nahm einen Krug mit Milch, verbarg ihn unter der Schürze und wanderte so zum Einsiedler hinaus, der nicht wenig erstaunt über den Besuch war. Nach der Einleitung fing die Moni an, den Einsiedl zu bedauern, weil er gar keine Pflege hätte.

„Ich brauche keine," war die rauhe Antwort.

„Wenn man in den Jahren ist," meinte sie, wäre am Mittag etwas Warmes recht notwendig."

„Deswegen habe ich meinen Ofen da," schnitt ihr der Einsiedler das Wort ab.

Doch sie fuhr fort und bemühte sich, die wärmsten Töne anzuschlagen.

„Ich weiß, Ihr kocht Euch nur eine dünne Wassersuppe. Aber wie kann denn ein Mensch davon leben? Ein so braver, guter und frommer Mann soll doch mehr auf seine Gesundheit schauen."

„Mir fehlt ja nichts," fiel der Einsiedl ins Wort.

Sie hatte aber diese Bemerkung absichtlich überhört.

„Hin und wieder ein Stückl Fleisch, Eier und eine kräftige Rindsuppe . . . .“

„Ich bleibe bei meinem Brot und der Wassersuppe, das habe ich versprochen und werde ich auch halten.“

Da sie sah, daß sie auf diese Weise nichts ausrichtete, schlug sie einen anderen Weg ein.

„Ich kann nicht begreifen, wie man den ganzen Tag so allein bleiben kann, ohne Ansprache, ohne Gesellschaft.“

„Ich stehe nicht darum.“

Sie sah in der Stube herum; „Ihr habt es ja recht schön hier, aber wenn ihr ein braves Weib hättet, so wie ihr es verdienet, das wäre was ganz anderes.

„Ich will mit Weibern nichts zu tun haben!“ rief er entrüstet aus. Doch sie wollte nicht mehr nachgeben und trat einige Schritte auf ihn zu, so daß ihm ganz unheimlich zumute wurde.

„Arbeiten kann ich wie ein Mann, gar so alt bin ich auch noch nicht, einige hundert Gulden hab ich auch. Wenn es Euch hier nicht mehr gefällt, so könnet Ihr zu mir ziehen,“ und sie errötete wie ein Krebs im Wasser.

Der Einsiedler war ganz starr, endlich fand er die Worte:

„Also deshalb bist Du da? Hinaus mit Dir! Nimm auch Deinen Trank mit!“

Dabei machte er eine Bewegung, als wollte er Weib und Topf beschwören. Das hätte sie denn doch nicht erwartet. Zornig packte sie den Topf und schleuderte ihn zu Boden, daß die Scherben flogen und die Milch über die Stube sich ergoß.

„Mitnehmen tu' ich ihn auch nicht.“ Mit diesen Worten schoß sie zur Türe hinaus. An diesem Abende betete der Einsiedler besonders lange, er hatte das Gefühl, einer großen Gefahr entronnen zu sein.

Außerdem gab es noch einen Menschen, mit dem er sichs verdarb. Es war dies der Wastl Gang, der an Sonn- und Feiertagen die Bälge bei der Orgel zu ziehen hatte, was er auch gewissenhaft tat; nur zu Pfingsten, wenn ein „Reiten“ abgehalten wurde, ließ er sich vertreten. Nur in den seltensten Fällen hatte er ein Reiten versäumt, es konnte nach seiner Ansicht auch nichts Schöneres geben. Die Renner sind dabei Bauernpferde, die Reiter Bauernburschen, der Ort ist ein Brachfeld. Ungeduldig erwartet der größte Teil der Dorfbewohner als Zuschauer den Anfang des Reitens. Nachdem die

Pferde in eine Zeile gebracht, wird eine Piſtole losgefeuert und der Ritt beginnt. Der meiſten Zuſchauer bemächtigt ſich eine fieberhafte Aufregung und ſie erheben ein ungewohntes Geſchrei, ſtampfen dabei mit den Füßen und beſchreiben mit den Armen die verzweifeltſten Bewegungen, — alles, um die die Pferde anzuſpornen. Endlich kommen die letzten Pferde mit oder ohne Reiter ans Ziel, die Aufregung legt ſich, die Muſik fällt ein, der „Erſte“ ſchwingt ſiegesfroh ein buntſeidenes Fähnchen, während der „Letzte“ den „Schnupf“ erhält, ein Tabaksglas mit einem mächtigen Federbuſch geſchmückt. Der Zug bewegt ſich dann dem Orte zu, wo abgeſammelt wird. Vor jedem Hofe tummeln die Burſchen unter den Klängen eines Marſches ihre Pferde, worauf der Bauer mit einem Gulden herausrückt, wofür ihn der „Letzte“ ſchnupfen läßt. So ein Schnüpfl, das einen Gulden koſtet, iſt natürlich viel beſſer als ein anderes. Nachdem durch die Sammlung eine ausgiebige Unterlage geſchaffen iſt, geht es zum Tanz.

Es waren herrliche Pfingſttage. Am Montag ſollte um zwei Uhr nachmittags das Reiten ſtattfinden. Da um dieſelbe Zeit auch der Segen in der Kirche abgehalten werden ſollte, ſo bat Gang den Einſiedl, er möge ſtatt ſeiner die Bälge ziehen.

Jener sagte zu. Die schöne Stunde rückte immer näher heran und Gang wollte sich auf den Weg machen, als ein kleiner Knabe ihm die Botschaft brachte, der Einsiedl könne nicht kommen. Der Knabe hätte schon zu Mittag den Auftrag bestellen sollen, hatte aber darauf vergessen. So ein Mißgeschick! Wenn Gang nicht schnell jemanden traf, der für ihn eintrat, so mußte er das Rennen versäumen. Sein Zorn war so groß, daß er nicht einmal ein kräftiges Wort zur Entladung fand. Es wollte ihn niemand ablösen. Natürlich! Während er zur Kirche ging, erzählte er mit bitterer Verzweiflung dem Organisten sein Mißgeschick. Dieser suchte ihn zu trösten, indem er versprach, eine Strophe weniger und sonst auch schneller zu spielen.

„Wenn sie aber derweil reiten!“ rief Gang mit ahnungsvoller Seele aus. Er blieb stehen und blickte nach der Höhe, wo das Reiten stattfinden sollte, sah aber nichts, er horchte, aber keine Musik war zu hören. Etwas erleichtert atmete er auf. Der Segen begann. Der Organist hielt Wort, aber Gang dachte sich: Wie der aber heute nimmer fertig wird! Als der Geistliche mit der Litanei begann, hätte Gang am liebsten alle Heiligen gestrichen.

„Wenn sie jetzt anfingen! Horch! Hört man nicht schon die Musik? Jetzt werden sie sich an-

stellen. Kracht nicht schon der Schuß?“ Seiner Sinne nicht mehr mächtig, reißt Gang an den Strängen, obwohl die Orgel gar nicht gespielt wird, mit der Gewalt der Verzweiflung, so daß die Hebebalken zu stöhnen und zu knarren anfangen und die Bälge, denen die Luft durch die Fugen ausgeht, wie gereizte Kater fauchen. Der Organist springt vom Orgelstuhle, um zu sehen, was los ist, der Geistliche am Altare hält einige Augenblicke inne, die wenigen Weiber strecken die Hälse und sehen zum Chore empor. Gang wird vom Organisten beschwichtigt. Aber noch ist der Schlußgesang. Wie der heute lang dauert! Gang jedoch wartet das Ende nicht mehr ab, sondern stürzt mit drei Sprüngen über die Treppe hinab und eilt, was er kann, dem Rennplatze zu. Des Weges kommt ein Bayer, der von dem großen Ereignis keine Ahnung hat. Diesen sieht Gang in seinem Eifer für einen Bekannten an und ruft ihm schon von weitem zu: „Wer hat das Erste bekommen?“ Der Bayer blickt ihn verwundert an; doch da faßt ihn schon Gang in seiner Erregung beim Rockärmel, so daß der Fremde vermeint, einen Verrückten vor sich zu haben. Da erkennt Gang den Irrtum, er rennt ohne Entschuldigung weiter, trifft endlich einen Mann, der vom Reiten kommt, diesem verstellt er

den Weg, um alles haargenau zu erfahren: Das Girglroß, von dem man gewiß gehofft hatte, es bekäme das Erste, war in einer andern Richtung davongerannt, zwei Reiter waren gestürzt, das Wastlhansenroß war lange nicht von der Stelle zu bringen, so daß der Stöberl Karl mit seiner „Krampe" das Erste bekam. Das alles hatte der Gang versäumt. Er war ganz unglücklich hierüber, und nachdem der Mann gar nichts mehr zu berichten wußte, wandte sich Gang an die andern Leute, die eben zurückkamen, um von ihnen das letzte Würzelchen zu erfahren. Seit dieser Zeit ist er auf den Einsiedl böse. Wenn er ihn sieht, weicht er ihm aus, oder wenn es nicht geht, schaut er auf die Seite.

* * *

Die Hochzeiterin.

An einem heiteren Sommermorgen klang aus dem Tale abgedämpft fröhliche Musik, welche das Herannahen eines Hochzeitszuges anzeigte. Niemand erwartete sehnsüchtiger denselben, als die zahlreichen Sommerfrischler, welche sich von ihm eine kleine Unterbrechung der ländlichen Ruhe versprachen. Während sie sich eifrig unterhielten, kam ein kleines Weibchen des Weges, mit einem Gesichte, zusammengeschrumpft wie eine gedörrte Birne. Auf dem Kopfe trug es einen Kranz aus Gras und einigen Wiesenblumen, und statt der dunklen Kleidung älterer Weiber ein lichtes Gewand.

„Die Hochzeiterin! Die Hochzeiterin! riefen einige Jungen und liefen ihr entgegen. Doch diese merkte nicht ihr Necken, sondern lächelte vergnügt und ihre sonst starren Augen belebten sich.

„Wer ist das?“ fragten die Fremden, doch da nahte schon die „Hochzeit“. Als die Holzhauer, aus denen der Zug bestand, sahen, daß sie der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit waren,

zeigten sie einen Gefühlsüberschwang, der im Gegensatze zu ihrem sonstigen trockenen Wesen stand. Ihre Munterkeit stieg gleich einem Pferde empor, das die Peitsche spürt. Sie jauchzten, schwangen die Hüte, oder schossen Pistolen los, und was nicht schrie und pufferte, das suchte wenigstens durch den Gesichtsausdruck eine erhöhte Stimmung zu zeigen.

Anfangs der siebziger Jahre wurde die Bahnstrecke gegen Eisenstein fertig gebaut. Die meiste Arbeit verursachte der Spitzberger Tunnel, aber auch die Strecke im Ossergebiete, wo die Bahn in großen Kehren emporsteigt, war ein sehr hartes Stück, da weite Einschnitte in die Felsen gesprengt oder starke Dämme aufgeführt werden mußten. Ein neuartiges Leben unterbrach die Stille des Waldes. Südländische Laute schlugen aus dem Ameisenhaufen der Erdarbeiter ans Ohr, waren doch die meisten davon Italiener, Sprengschüsse hallten durch die Täler und rissen klaffende Wunden in das Gestein, Rollwagen schafften die losen Trümmer weiter.

In der Nähe der Bahnstrecke beim Spitzberg stand ein Häuschen, das Waldgütl, zu dem einige Felder, Wiesen und ein kleiner Wald gehörten. Franz, der Sohn des Gütlers, war ein hübscher

Burſche, mit geſundem Geſichte und gutmütigen hellen Augen. In der Nachbarſchaft lag das Heinergütl. Da die Leute der Einſchichten nur wenig mit der Außenwelt in Berührung kommen, ſo darf es nicht wundernehmen, wenn Franz vermeinte, ein ſchöneres Mädel als das Heiner Waberl gäbe es gar nicht. Sie war klein, breitſchulterig, hatte ein Vollmondgeſicht und feſte Arme zum Zugreifen. Ihre jüngere Schweſter, die Roſl, hatte eine Liebſchaft angefangen und die Umſtände brachten es mit ſich, daß die Hochzeit plötzlich vereinbart werden mußte. Die andern Mädchen neckten die ältere Schweſter, weil ihr die Roſl zuvorkäme.

Nun ſetzte ſich Waberl in den Kopf, noch früher als ihre Schweſter Hochzeit zu halten. Als ſie mit Franz zuſammenkam, ſprach ſie viel vom Heiraten, wie gut ſie es haben und wie glücklich ſie zuſammen leben würden und wie ſehr ſie ſich ſchon darauf freue. Franzens Geſicht ſtrahlte vor Freude und Seligkeit, als er das Mädchen ſo reden hörte, aber er nickte bloß und ſprach nichts dazu. Da er ſich nicht näher erklärte, da fragte ſie ihn ohne weiteres, wann er ſie zu heiraten gedenke. Erſtaunt antwortete er, das könne er ſogleich nicht ſagen, da er doch auch mit ſeinen Eltern darüber

ſprechen müſſe. Er wollte ſie an ſich ziehen, doch ſie trat mißmutig einige Schritte zurück und warf ihm einen böſen Blick zu, ſo daß Franz ganz betreten war.

„Ich bin auf Dich bös," ſagte ſie und entfernte ſich.

Als Franz beim Eſſen kein Wort verlor, fragte ihn ſein Vater: „Was iſt denn das mit Dir? Du redeſt nichts und deuteſt nichts. Fehlt Dir etwas?"

Franz ſchüttelte den Kopf.

„Nachher ſag mir, warum Du ſo nachdenklich in den letzten Tagen biſt?"

Nun geſtand der Burſche, er wolle das Waberl heiraten. Der Vater machte große Augen, die Mutter legte den Suppenlöffel weg.

Schaut mir den an! meinte der Vater. Mit Deinen dreiundzwanzig Jahren kannſt Du noch warten.

„Habt Ihr gegen das Waberl etwas?" fragte Franz gedrückt.

„Das Waberl wäre gar nicht zuwider. Aber Ihr zwei könnt ja leicht noch eine Weile zuſchauen."

Nachdem Franz ihr das Ergebnis ſeiner Unterredung mitgeteilt hatte, wich ſie ihm aus, ſo oft er ſich blicken ließ, gab ſich den Anſchein, von Gleich-

gültigkeit und stellte sich, als ob sie sich um die Gunst anderer Burschen bemühte. Franz nahm dies ernst auf und war ganz unglücklich.

In dem Gasthause zum See gab es Tanzmusik, an welcher nicht bloß die einheimische Jugend, sondern auch mehrere Italiener teilnahmen. Unter ihnen machte sich besonders einer bemerkbar. Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen und einige fingen zu kichern an. „Hu! Ein schwarzer Teufel, frisch aus der Hölle gespieen!“ bemerkte die eine und ihre Augen sagten ganz deutlich, daß dieser schwarze Teufel ihr ganz besonderes Wohlgefallen erregt hatte. Das Waberl war heute wie ausgewechselt. Sie war ausgelassen, schwärmte um die Burschen herum, alles nur, um Franz zu ärgern. Als sie merkte, wie erregt dieser war, trieb sie es noch ärger und versuchte besonders auch die Aufmerksamkeit des Italieners zu erwecken. Dieser tanzte auch mehrere Stücke mit ihr. Als ein neues Stück angefangen wurde, trat Franz auf Waberl zu, um sie zum Tanze aufzufordern. Allein der Italiener sprang schnell hinzu und erfaßte ihre Hand und Waberl lächelte dem Schwarzen zu. Da brach bei Franz der lang unterdrückte Zorn mit ganzer Gewalt aus. „Geh' weg, Du!“ schrie er den Italiener an und gab ihm einen Stoß. Doch dieser

wollte jetzt erst recht nicht weichen. Da faßte ihn Franz bei den Armen und suchte ihn wegzudrängen. Der Neppl Luis, sein Freund, eilte Franz zu Hilfe; erhob den Arm und ließ seine Faust auf den Italiener niedersausen. Dieser zog sein Messer, und als Franz versuchte, sich auf den Verhaßten zu stürzen, da verspürte er plötzlich eine scharfe Schneide zwischen den Rippen. Ein jäher Aufschrei, dann sank er nieder. Eine plötzliche Stille entstand, betroffen sammelte sich alles um den Tatort, die Verwirrung, die dabei entstand, benutzte der Italiener, um zu entkommen.

Ganz verstört, keines klaren Gedankens fähig, entfernte sich Waberl.

„Jesus, Maria! wie siehst Du aus?“ rief die Mutter ganz erschreckt, als sie in das entstellte. bleiche Gesicht ihres Kindes sah. „Du zitterst ja am ganzen Leibe.“

Doch Waberl brachte kein Wort heraus.

„Du bist krank. Geh ins Bett!“

Die Mutter suchte sie in die Kammer zu schaffen, allein sie schüttelte den Kopf, wankte zur Bank und fiel auf dieselbe nieder. Ratlos und bestürzt standen ihre Eltern vor ihr. Der Vater hob sachte ihren Kopf empor, um sie zu fragen, sie gab aber keine Antwort. Währenddessen kam die

Schwester, welche auch beim Tanze war, nach Hause und erzählte, was vorgefallen.

„Franz!“ schrie plötzlich Waberl und richtete sich auf. „Ich muß zu ihm!“

Sie versuchte zu gehen, allein die Füße sanken zusammen.

„Ich muß ihm sagen, daß ich ihn nur allein liebe.“

Sie setzte sich hierauf auf die Bank und starrte vor sich hin.

„Ich hab' ihn umgebracht!“

Die Schwester suchte sie zu beruhigen: „Was fällt Dir ein! Du kannst ja nichts dafür. Der Italiener . . . .“

„Ich bin schuld daran. Ich allein!“ schrie Waberl mit gellender Stimme und fing zu schluchzen an.

Doch plötzlich hielt sie inne, und nach einer Weile sagte sie mit leiser Stimme: „Eine schöne Hochzeit werde ich haben, aber nicht wahr, der Italiener wird nicht dabei sein?“

Die andern blickten einander bestürzt in die Augen, die Mutter fing laut zu weinen an, die Schwester lehnte sich in eine Ecke und fuhr mit ihrer Hand über die Augen, der Vater trat auf das

Mädchen zu, faßte sie bei den Schultern: „Waberl, komm zu Dir! Hörst Du, Waberl?“

Doch sie schien ihn gar nicht zu bemerken, sondern sprach mit sich selber wirre Worte, ohne Zusammenhang, da packte sie noch einmal ein Entsetzen, sie sprang auf und riß an ihren Haaren und Kleidern. Die andern mußten alle Kraft anwenden, um sie zu bändigen. Obwohl Waberl nach diesem Anfalle ruhiger wurde und zu Bett gebracht werden konnte, verging die Nacht, ohne daß ihre Angehörigen ein Auge schließen konnten. Am andern Tage stand Waberl wie gewöhnlich auf, sprach aber nichts und beachtete ihre Umgebung gar nicht.

Die Leiche des Franz lag aufgebahrt in der Stube. Alles hatte Mitleid mit den Eltern, denen der einzige Sohn entrissen ward. Seine Mutter verfluchte Waberl, welche mittelbar schuld an dem Unglück war.

Schon war die ganze Stube von Leidtragenden besetzt. Da erschien Waberl, aber sie war kaum zu erkennen, die rosigen, vollen Wangen waren verschwunden, starr und kalt blickten die Augen aus dem bleichen Gesicht. Als sie eintrat, wichen die zunächst Stehenden ihr aus. Sie trat zu dem Toten und betrachtete sein Antlitz, dann kehrte sie sich zu

den andern um, hob den Zeigefinger: „Stille sein! Er schläft!“

Ihre Miene erhellte sich und lächelnd sagte sie: „Nicht wahr, ein schöner Bräutigam?“

Sie beugte sich zur Leiche hinab und küßte sie.

„Franz, willst Du nicht aufwachen, ich bin da, Dein Waberl! Sei ruhig, ich habe nur Dich gern. Nicht wahr,“ — dabei streichelte sie zärtlich sein Gesicht — „Du glaubst es mir. Franz, Franz, hörst Du nicht? Warum schläfst Du so lange?“

Die Weiber schluchzten, die Männer waren erschüttert, die Mutter des Toten trug ihr nichts mehr nach. Waberl richtete sich auf, sah wie verwundert auf die Anwesenden, stellte sich vor die Bahre und streckte die Arme gegen die Leute aus, als wollte sie dieselben abwehren.

„Nein, nein! Keiner darf mir her! Ich kenne euch schon, ihr wollt ihn töten, während er schläft. Geht zurück! Ihr dürft ihn nicht töten!“

Da faßten sie starke Arme und trugen sie hinaus.

Waberl fragte die ganze Zeit nach ihrem Geliebten. Und da er nicht kam, lief sie oftmals zum Waldgütl hinüber, ging um das Haus, schaute auch wohl zum Fenster hinein, manchmal betrat sie die

Stube, blickte fragend um sich, sprach aber kein Wort und kehrte dann, wenn ihr Suchen vergeblich, wie ein furchtsames Kind um. Im Laufe der Zeit ist sie ganz ruhig geworden. Nur wenn in der Nähe eine Hochzeit stattfinden soll, wird sie geschäftig, sie flechtet sich dann einen Kranz aus Gras, Blumen oder Reisig, damit sie als Braut geschmückt ist, wenn der Bräutigam kommt, begleitet den Zug zur Kirche und lächelt glückselig, denn sie hofft ihren Franz zu finden, und blickt dann freilich verwundert auf den Altar, wenn andere sich davor knien.

* * *

Am Kirchplatz.

Vor der Kirche zwischen Pfarrhof und Schule breitet sich ein Platz aus, der von mächtigen Linden beschattet, gern als Spielplatz von der Jugend benutzt wird. Wenn am Sonntag der Gottesdienst beendet und der Schwarm der Kirchenbesucher sich verlaufen, wenn selbst das älteste Mütterchen davongeschlichen, dann bemerkt man noch zwei Weiber, die vor Gesprächseifer auf alles zu vergessen scheinen. Es ist die Bergbäuerin aus L. und die Bachal aus G. Was haben sie wohl einander so Wichtiges mitzuteilen? Sie sprechen von ihrer Wirtschaft, von Vieh, Hühnern usw., von den gewöhnlichen Dingen, welche so ziemlich überall die gleichen sind. Und nachdem sie sich vollständig ausgesprochen, reichen sie sich die Hände zum Abschied, tragen sich gegenseitig hundert Grüße auf — und bleiben noch eine gute Weile stehen. Endlich wenden sie sich zum Gehen. Noch sind sie nicht weit auseinander, da fällt regelmäßig der einen oder der andern noch etwas Wichtiges ein und ruft es der Freundin zu, welche bereitwillig Halt macht.

Nun wird das Gespräch in der Entfernung geführt, und ist der Stoff besonders anziehend, so rücken beide Schritt für Schritt näher, bis sie wieder beisammen stehen. Dieses Spiel wiederholt sich regelmäßig. Eines Sonntags aber dauerte die Unterredung besonders lange. Dem Tommerbauer waren mehrere Stücke der schönsten Rinder „würfig“ geworden. Diese Krankheit rührt von einer Art Bandwurm her, welcher sich im Gehirn der Rinder festsetzt. Es bleibt dann nichts anderes übrig, als diese zu schlachten.

Doch lassen wir die Bachal sprechen:

„Mein Lebtag misch' ich mich nimmer in die Geschichten anderer,“ begann sie. „Das ging mir noch ab. Zuerst hab' ichs aus Gutherzigkeit der Tommerbäuerin verraten, dafür hat mich die Schalterin recht brav ausgeschimpft. Dann der Weg zum Gericht in dem schlechten Wetter! Eingesperrt sollte die Schalterin werden, wenn's eine Gerechtigkeit gibt. Aber so kann's gehen! Pfui Teuxel! Beim Tommerbauern sind vor einiger Zeit zwei Kühe würfig geworden, und die schönsten noch dazu. Wie ich mit der Tommerbäuerin zusammenkam und sie mir das alles klagt, sag' ich zu ihr gleich: Es ist etwas Angtan's (Verhextes). Und die Tommerbäuerin meint darauf: Du könntest

Recht hab'n. Und da haben wir zwei nachgedacht, wer die Kühe verhext haben könnt und wir haben einander angeschaut und jeder ist zu gleicher Zeit zum Mund herausgefallen: Die Schalterin ist's und keine andere. Und ich hab' ihr gleich geraten: Gib acht auf die Schalterin! Doch das Unglück wird beim Tommerbauern immer größer. Fast die Hälfte seines Viehstandes hat er eingbüßt durch diese Hexe. Doch einmal ist's mir geglückt, sie zu ertappen. Wie ich in der Früh in unsern Garten geh und nach der Wiese des Tommerbauern hinüberspäh', sehe ich die Schalterin, wie sie am Boden sitzt und im Tau roscht, auf daß das Vieh krank wird. (Das Roschen ist ein bekanntes Spiel der Mädchen. Sie legen einige Steinchen auf den Boden, werfen ein Steinchen auf, raffen die am Boden liegenden Steinchen mit derselben Hand zusammen und suchen das emporgeworfene aufzufangen.)

„Ich laufe gleich zu der Tommerbäuerin und erzähle geschwind, was ich gesehen habe, wir beide eilen auf die Wiese, doch die Schalterin war schon am Weg. Und ich frag sie, was für ein Bedeuten das Roschen im Tau hat. Doch sie lacht nur dazu und nennt mich ein dummes Luder hin und ein dummes Luder her. Ich halte ihr aber vor, daß sie

das Vieh des Tommerbauern verhext hat. Da ist sie aufgefahren und hat geschrien und geschimpft, daß das ganze Dorf zusammengelaufen ist."

Und die Tommerbäuerin?" fragte die Bergbäuerin.

„Gib mir Ruh mit dieser! Die steht da, rührt und reibt sich nicht und läßt die Sache mich allein ausmachen. Und wegen dieser Hexe, der Schalterin, müssen wir vor Gericht. Wie ich dort die Sache erzähle, wie sie aufliegt, da springt die Schalterin auf mich hin, als wollte sie mir den Hals umdrehn. Da wird mein Blut auch aufgeherisch und gesagt habe ich ihr meine Meinung, was mir eingefallen ist. Doch sie hat sich auch nichts gefallen lassen, da sind die Namen nur so geflogen wie die Schneeballen. Der Richter läßt uns eine Weile so streiten und werken, dann hat er uns abgeboten und mit der Hand gegen die Tür gezeigt: „Ihr seid alle zwei Hexen. Hinaus mit Euch!"

„Was wollten wir da tun? So sind wir halt gegangen."

Es kam ein Sonntag, da gingen beide Weiber böse und ohne Gruß an einander vorüber. Was hatte die beiden Unzertrennlichen so entfremdet? Der Hellinger hatte sich um die Bachal Resi eine

Zeit lang beworben und die Bachalleute wären bitter gerne mit ihrem Segen herausgerückt, aber Hellinger wußte sich demselben immer zu entziehen, und da er unbeständigen Blutes war, so brach er mit der Resi und beehrte die Bergbauern Uani mit seiner Aufmerksamkeit. Die Freundschaft der Bäuerinnen wandelte sich darob in giftige Feindschaft. Es ist nicht leicht wiederzugeben, was für Fehler, hassenswerte Eigenschaften, Untugenden die Bachalin zu jener Zeit ihrer Freundin nachsagte.

Wieder kam ein Sonntag, als der Gottesdienst zu Ende, da waren die beiden Weiber die alten Freundinnen von ehedem und das Mundwerk ging wie noch nie und als die Bachal meinte, der Hellinger sei ein Taugenichts, ein Großmaul, roher Mensch, kurz ein ganz verabscheuungswürdiger Kerl, da stimmte die Bergbäuerin eifrig ein, denn er hatte auch die Uani verlassen.

* * *

Der Kreſenbauer.

An der Bergeslehne gegen Süden ſtehen mehrere Höfe, darunter auch der Kreſenhof und in einiger Entfernung der Huiſenhof. Der Kreſenhof iſt der größere und ſein Beſitzer bildet ſich auch viel darauf ein. Er hat mehrere Buben und eine Tochter, die Kathl, ein ſauberes Mädchen, an dem er ſeine ganze Freude hat. Im Gaſthauſe bringt er das Geſpräch regelmäßig auf ſie: „Ja, ſo ein Mädl gibt es wohl nimmer leicht, ſchön iſt ſie, geſcheit iſt ſie und viel Geld kriegt ſie auch mit, wenn ſie heiraten wird. Was kann man mehr verlangen?“ Und je länger er bei dieſem Gegenſtande weilt, deſto mehr gute Eigenſchaften nimmt das „Mädchen ohne Gleichen“ an, deſto mehr beteiligen ſich die Arme an den Ausführungen des Erzählers, deſſen Mundwerk nie ſtille ſteht und der ſich angewöhnt hat, das Wort zu führen. Er iſt überzeugt, ſeine Zuhörer köſtlich zu unterhalten. Wenn ihn aber der Kufner, ein kleiner Bauer, ſieht, denkt ſich dieſer in der Stille: „Iſt der zuwidere Schwätzer ſchon wieder da!“ Im Spaße

hatte nämlich Kufner den Kres einmal gefragt, ob er die Kathl seinem Sepp gäbe. Zuerst hatte ihn der Kres groß angesehen, dann entfuhr es ihm geringschätzig: „Was, Deinem Buben? Was Dir nicht einfällt!“

So einsilbig sonst Kufner war, diesmal hatte er die Antwort gleich fertig.

„Weißt Du, Kres,. Du trägst Deine Nase zu hoch.“

„Oho,“ fuhr dieser beleidigt auf, „wie hoch trage ich die Nase?“

„Genau einen Zentimeter höher, als Du sie tragen sollst,“ war die Antwort.

Der Kres trank aus und ging — in das andere Gasthaus vom Orte, um seine Galle dort auszulassen. Da er mehrere Gläser schon getrunken hatte, ging ihm die Zunge noch unüberlegter als sonst. Und so erzählte er auch, was für ein ungemütlicher Mensch dieser Kufner sei. Einer von den Gästen meinte zwar, das sei von diesem gar nicht schön gewesen, aber unter dem Tische stieß man sich an und winkte sich mit den Augen zu und um den Mund der meisten spielte ein Lächeln, das deutlich sagte: Da ist dir einmal recht geschehen. Und der boshafte Mottl lobte den Kufner über alle Maßen,

weil er merkte, daß der Kres sich darüber ärgerte. Am andern Sonntag wollte er seine Niederlage auswetzen und erzählte frisch und fröhlich wie sonst von kleinlichen Dingen mit gewohnter Wichtigkeit, freute sich und erquickte sich an seinen eigenen Bemerkungen. An demselben Tische saß auch ein Häusler aus dem Nachbardorfe. Dieser war früher Taglöhner beim Kres. Dessen erinnerte sich jener und meinte, so gute Zeiten wie damals hätte er seither nie mehr gehabt. Er lobte alles: Die Bäuerin, den Bauer, die Kinder, — doch da irrte er sich ein wenig, denn damals hatte der Kres noch keine Kinder — das Vieh, die Musterwirtschaft, die Kost u. s. f. Der Kres hob seinen Kopf immer höher und sah in die Runde, um sich zu überzeugen, ob es auch alle hörten. Es ärgerte ihn nur, daß der Kufner nicht auch da war. Das wäre eine schöne Rache für ihn gewesen. Während er nach dem Lobregen des Häuslers vergnügt bei seinem Glase saß, wurde er nach Hause gerufen, da ein Händler ihn zu sprechen wünschte. Er erhob sich etwas unwillig, denn er hätte sich noch gerne Weihrauch streuen lassen. Bevor er ging, sagte er leise zum Wirte, er werde die Zeche des Häuslers zahlen. Kaum hatte der Kres seinen Fuß über die Türschwelle gesetzt, lachte der Häusler auf, schlug mit der Faust auf den Tisch

und fing an: „Einen größeren Knicker wie den Kres kennt die Welt schon nimmer, der will nur überall herunterschaben, damit sein Geldsack voll wird, hier tut er, als lebte er wie ein Graf, zu Hause zählt er seinem Weibe die Erdäpfel nach, die sie zum Kochen verwendet.“ „Jetzt kannst aber schon aufhören!“ ermahnte der Wirt, „der Kres zahlt heute Deine Zeche.“ Der Häusler hatte nichts dagegen und ließ sich ein Glas besser schmecken als das andere.

Wenn die Kathl auf dem Felde oder auf der Wiese arbeitete, dann machte sich des Huisen Karl in der Nähe zu schaffen, ging sie in die Kirche, so wußte er es einzurichten, daß sie jedesmal zusammentrafen, und sie schien es gar nicht so ungern zu sehen; wohl aber ihr Vater, der überzeugt war, auf seine Kathl warte etwas ganz Besonderes. Er stellte sie deswegen zur Rede: „Der Huisen Karl ist nichts für Dich! Darum sage ich Dir es gleich, daß Du mir keine dumme Geschichten machst!“

„Da könnt Ihr ohne Sorgen schlafen,“ meinte sie. „Er ist freundlich mit mir und ins Feuer spränge er, wenn ich's verlangte, da kann ich ihm doch nicht herb sein. Denke aber nicht daran ihn zu heiraten; aber warm halten will ich mir ihn, wenn kein Bräutigam um mich kommen sollte.“

Sie lachte dabei ganz übermütig und ihr Vater ſtimmte mit ein.

„Ja, zum beſten halten kannſt Du ihn," meinte er ſchadenfroh, denn zwiſchen dem Kreſen- und dem Huiſenhof herrſchte ſeit jeher kein gutes Einvernehmen.

Wie ſich die Kathl vorgenommen, ſo tat ſie auch, war freundlich gegen Karl, machte ihm teils Hoffnung, teils hielt ſie ihn im Ungewiſſen und redete ſich auf ihren Vater aus, deſſen Starrſinn noch zu überwinden wäre. Doch auch Karls Eltern waren ſeiner Neigung entgegen. Sie machten ihm Vorſtellungen, daß, nach des Kreſen hochfahrendem Weſen zu ſchließen, ſein Hoffen vergebens wäre. Sie hielten ihm ihre Bedenken vor, die ſie gegen das Mädchen ſelbſt hegten. So ſagte eines Tages ſeine Mutter zu ihm: „Ihr Geſicht (ſie meinte die Kathl) iſt zwar nicht übel, aber das iſt auch alles, in den Erdboden wollte ich mich eher verkriechen, als ſo ſchlampig daher zu kommen, wie die. Und wie es bei ihnen ausſchaut! Ein Graus! Alle heiligen Zeiten wird einmal aufgewaſchen. Nichts ſteht an ſeinem richtigen Ort, die Kleidungsſtücke liegen ſchmutzig und zerriſſen in allen Winkeln."

„Daran iſt doch die Kathl nicht ſchuld," wagte Karl einzuwerfen.

„Was? So ein großes Ding! Die ist gerade so wie die Alte!“

„Das kann sich bei ihr noch ändern,“ versuchte Karl zu verteidigen.

„Die ist in dem Schmutz aufgewachsen, woher sollte die noch Ordnung lernen? Die Kresenbäuerin sorgt schon dafür, daß ihre Kinder so werden wie sie selbst. Ist doch ihre Ansicht: Eine Wirtschaft, wo zu häufig aufgewaschen wird, wo Blumen unter den Fenstern stehen und wo zu viel Zeit mit dem ewigen Aufräumen vertan wird, taugt zu nichts. Hast schon den Schmied gehört, was der gesagt hat, als der Kres die Zimmermaler bestellen wollte. Da hat er gemeint, der Kres solle vorher dreimal weißen lassen, daß man den Schmutz an den Wänden nicht so merke.“

„Der Schmied hat einen Zorn auf den Kres,“ bemerkte Karl.

„Weil er ihm an der Rechnung hat abknicken wollen.“

„Da wäre mir noch die Pepi lieber. Ist schlank gewachsen wie eine Tanne, kein so kleines Wichtl wie die Kathl. Ohne Geld ist sie auch nicht. Schad' um sie, wenn sie unter der Wirtschaft der Kresenleute verderben muß.“

Pepis Vater war ein Stiefbruder des Kres und

als leidenschaftlicher Spieler und Trinker in der ganzen Umgebung bekannt. Im Gasthause schien er eine gutmütige Seele zu sein, daheim jedoch kam es häufig zu erregten Auftritten. Sein Weib wollte ihn auf bessere Wege bringen, faßte aber die Sache nicht richtig und ohne Geduld an, so daß ihr Mann vermeinte, er hätte das böseste Weib auf der Erde. Kurz entschlossen ließ er alles im Stich und wanderte nach Amerika aus. Damals war die Pepi noch ein ganz kleines Kind. Ihre Mutter ließ sich keine Mühe verdrießen, um die Wirtschaft im Gang zu halten und, da sie sehr sparsam lebte, legte sie manchen Gulden auf die Seite. Doch eine Krankheit zwang sie, dieselbe aufzugeben und zu verkaufen. Nicht lange nach dem Verkauf starb sie. Nun kam die Pepi auf den Kresenhof. Doch es waren keine glücklichen Stunden, die sie daselbst verbrachte, denn sie wurde bei jeder Gelegenheit den Kindern des Kres in augenscheinlicher Weise zurückgesetzt, häufig gab man ihr zu fühlen, daß sie nur geduldet sei. Nur wo es hieß, tüchtig zu arbeiten, gönnte man ihr den Vorzug. Sie liebte insgeheim Karl. Dieser jedoch beachtete sie nicht und bemerkte weder ihre tiefen Blicke, noch ihre Niedergeschlagenheit, wenn er mit der Kathl scherzte. Um jene Zeit bemühte sich der Lorenz

Jockl um ihre Gunst. Da sie sich wegen Karl keine Hoffnung machte, war sie nicht abgeneigt, dem Jockl das Jawort zu geben. Dieser war ein Schwager des Kres und gegen fünfzig Jahre alt. Da der Kres hoffte, falls Jockl ledig bliebe, daß eines seiner Kinder dessen Wirtschaft beerben werde, wandte er alle seine Künste an, um eine Heirat desselben zu verhindern. In früheren Jahren, als sein Herz noch geschmeidiger war, hatte Jockl ein armes Mädchen sehr lieb. Als er Miene machte, es zu heiraten, halfen alle Verwandten zusammen, um ihn davon abwendig zu machen. Besonders der Kres verbreitete über das Mädchen die gemeinsten Lügen; so gelang den vereinten Kräften auch ihre Absicht, aber es war eine schwere Arbeit. Als Jockl hinter die Schlechtigkeit seines Schwagers kam, wurde er von solcher Wut erfaßt, daß er noch in der Nacht auf den Kresenhof eilte. Dort war alles verschlossen, und da man ihm auf sein Trommeln an der Tür nicht gleich öffnete, so schlug er mit der Faust eine Fensterscheibe entzwei: der Kres, welcher aus seiner Schlafkammer herbeigeeilt war, sperrte natürlich dem Wütenden nicht auf, sondern suchte ihn von der neu entstandenen Öffnung aus zu beruhigen. Aber seine Versuche schienen das Entgegengesetzte zu bewirken, so daß

alle Hausbewohner erschreckt ihr Lager verließen und in die Stube eilten. Eine zweite Scheibe klirrte unter den Wutausbrüchen des Jockl. Der Bauer beschloß nun, Gewalt anzuwenden. Doch da entstand plötzlich Stille. Jockl hatte sich die Hand am Glase verletzt. Als er das warme Blut verspürte, ging er zum Wassergrant, um sich die Hand zu waschen. Dabei wurde er auch ruhiger, bis er seine volle Besinnung wiedererlangte. Sein Geschrei wurde auf ein unverständliches Geknurr und Gebrumme herabgestimmt. Nur ab und zu erfolgte eine heftige Erregung — das letzte Aufflackern eines ausgetobten Feuerberges, — zuletzt trollte er weiter. Der Kres mußte aber trotzdem noch heraus, denn vom Stalle her vernahm er eine Unruhe. Als er nachsah, fand er, daß eine Kalbin ledig geworden war.

Eines Tages machte die Kathl, da sie übermütiger Stimmung war, Karl große Hoffnung und forderte ihn förmlich auf, um ihre Hand anzuhalten. Karl war um so glücklicher, als er von der Werbung des Hammer Sepp um Kathl gehört hatte, der im Nachbardorfe einen stattlichen Bauernhof besaß. So gab sie ihm den Vorzug! Stürmisch wollte er sie an sich pressen, allein sie wehrte seine Liebkosungen mit dem Hinweise ab,

auf freiem Felde schicke sich das nicht. Freudestrahlend kam er nach Hause. Am nächsten Sonntag wollte er den entscheidenden Schritt tun. Sein Vater nahm die Angelegenheit sehr mißtrauisch auf und wollte nicht glauben, daß der Kres bei seinem hochfahrenden Wesen seine Einwilligung gäbe, er machte verschiedene Einwendungen, doch Karl hörte nur mit halben Ohren. Er machte sich am Sonntag auf den Weg. Als er sich dem Kresenhof näherte, glaubte er am Fenster ein fremdes Gesicht zu bemerken. Als er in die Stube trat, machte er freilich verwunderte Augen, denn am Tische saßen der Hammer Sepp und sein Vetter. Der Kres hatte beide mit Fleisch, Kuchen und Bier bewirten lassen. Da sah Karl, wieviel es geschlagen hatte. Der Kres blickte Karl erstaunt an, als wollte er sagen: Wie kommst du daher? Der Vetter des Sepp verzog spöttisch sein Gesicht, Sepp blickte Karl von oben herab an, die Kathl nahm sich keine Mühe, ihre Schadenfreude zu verbergen. Nur zwei Augen ruhten voll Mitleid, fast ängstlich, auf ihm. Es war Pepi. Dem Kres war es eigentlich ganz recht, daß Karl gerade jetzt sich einfand, konnte er dadurch am besten beweisen, wie es um seine Kathl zuging.

„Ei seht, der Karl!“ rief er ihm ebenso heiter

als spöttisch zu, „kommst vielleicht auch um die Kathl? Daraus wird schon nichts.“

Karl stand anfangs verlegen da, er fühlte, er habe sich lächerlich gemacht, und es fuhr ihm durch den Kopf, wie man ihn in der Gesellschaft auslachen oder necken werde. Als er die Teilnahme der Pepi bemerkte, kam ihm ein plötzlicher Entschluß, an den er wohl nicht gedacht hatte, als er die Stube betrat.

„Ihr irrt,“ sprach er zu dem Kres, „nicht mit Euch habe ich zu tun, ich will ein paar Worte mit der Pepi reden.“

Allgemeines Erstaunen. Die Pepi errötete und stand ganz verwirrt und sprachlos vor Überraschung und Glück da. Über das Gesicht des Bauern legte sich voller Sonnenschein, denn diese Wendung hätte er sich nicht besser wünschen können. Heiratete Karl die Pepi, vielleicht blieb dann der Jockl ledig, dann fiel dessen Wirtschaft einem seiner Buben zu. Heute war jedenfalls für ihn ein Glückstag.

„Hörst Du nicht?“ sagte er zu der Pepi in der zahmsten und mildesten Weise, deren er fähig war, „der Karl will mit Dir sprechen.“ Und ehe sich Karl und Pepi versahen, hatte sie der Bauer zur Kammer hineingeschoben. Die wenigen Augen-

blicke hatten genügt, um Karl völlig umzuwandeln und seine frühere Liebe gänzlich zu verlöschen. Zum ersten Male bemerkte er, daß Pepi viel begehrenswerter war als die Kathl. Er ergriff Pepis Hand.

„Pepi, ich habe mit Dir zu reden. Willst Du die Meine werden?"

„Ist es auch Dein Ernst?" fragte sie mit einem Tone, aus dem Zweifel und doch innige Freude herausklang. „Du hast Dich sonst nicht um mich gekümmert, hast mir selten ein gutes Wörtlein gegönnt. Wie sollt ich Dir glauben, daß Du wegen meiner gekommen bist?" Sie hielt inne und blickte ihn gespannt an.

Er aber sprach: „Pepi, ich will nicht lügen und alles sagen, wie es aufliegt. Es ist richtig, ich bin wegen der Kathl gekommen. Froh bin ich nur, daß es anders ausgefallen ist, als ich mir vorgestellt habe. Hätte längst merken sollen, was für eine falsche Schlange die Kathl ist. Wie blind war ich nur! Gehe an Dir vorbei und sehe nicht, was für ein schönes Mädl Du bist! Willst Du mir verzeihen? Ich will gut machen, was ich versäumt, darum frag' ich Dich nochmals: Willst Du mein Weib werden?"

Während sie ein leises Ja hauchte, sank sie an seine Brust, und er hielt sie fest umschlungen.

Einige Monate waren seitdem vergangen. Die Pepi war das Weib des Karl geworden und beide fühlten sich ganz glücklich. Eines Tages brachte der Postbote dem Kres einen dicken Brief von seinem verschollenen Stiefbruder aus Amerika. Langsam las er das Schreiben durch; als er zu Ende, fing er von neuem an, legte den Brief dann weg und griff mit beiden Händen an seinen Kopf.

„O wie dumm!" brach er los. „Hätte ich das geahnt, die Pepi hätte mein Bub heiraten müssen."

Der Vater der Pepi schrieb nämlich, daß er sein früheres Leben bitter bereue, weil er seinem Weibe nur Kummer bereitet habe. Zu spät habe er eingesehen, was sie ihm war. Er habe ein bedeutendes Vermögen erworben und nun wolle er wieder in die Heimat zurück, und er bat den Kres, er möge ihm schreiben, wo Weib und Kind sich aufhielten. Indem der Kres den Brief seinem Weibe reichte, fuhr er fort:

„Ist das nicht zum Ärgern? Jetzt steckt dieser Huis Karl, dieser elendige Tropf, das ganze Geld ein und wir haben das Nachsehen!"

Während er Betrachtungen anstellte, wie den Huisenleuten der Kamm wachsen werde, trat die Koriken Rosl ein, die Bötin, zugleich die mehrmalige Ausgabe der Dorfzeitung. Ohne Umstände

begann sie mit süßlichem Lächeln das Neueste auszupacken: Als sie vor einer Stunde über den Platz ging, begegnete ihr Jockl mit der Weinfurter Resl, wie sie gerade aus dem Pfarrhofe kamen. Sie erzählte dies mit Nachdruck und weidete sich an dem Ärger des Kres und wußte ihn durch Bemerkungen zu schüren, bis der Bauer sich so weit hinreißen ließ, seinem Zorn freien Lauf zu lassen. Die Bötin hörte ihm aufmerksam und scheinbar teilnehmend zu, dann aber beeilte sie sich, um den Auftritt in den Häusern weiter zu erzählen.

Für all den Ärger sollte die Hochzeit der Kathl entschädigen. Als aber die Mitgift vereinbart werden sollte, da gab es Mißstimmung, denn der Hammer Sepp fand sie zu klein. Darauf ging ein Feilschen an, als stünden beide auf dem Viehmarkte. Der Bauer erklärte, er könne unmöglich mehr verheißen, da noch andere Kinder zu versorgen seien. Sepp blickte ziemlich kleinlaut drein und schien erst jetzt die Unordnung, die im Zimmer herrschte, zu bemerken. Er versprach, am nächsten Sonntag wieder zu kommen, kam aber nicht mehr.

* * *

Der nächtliche Ausflug.

Im Gasthause zum „Schwarzen See“ saß eine kleine Gesellschaft beisammen: Der Postmeister, der Förster mit seinem Neffen Edi aus der Stadt und der Anderl.

Der Stoff der Unterhaltung war allmählich ausgegangen, und so saß man einsilbig vor den Gläsern, denen man in Ermangelung einer anderen Tätigkeit fleißig zusprach. Dazu dampfte der Förster aus seiner Jagdpfeife, daß die ganze Stube bald in dichten Qualm gehüllt war. Der Neffe des Försters, der erst vor einigen Tagen zu Besuch gekommen war, hatte sich aus Langweile ans Fensterbrett gelehnt, schob den Vorhang zurück und betrachtete den Höhenzug des Brückels. Der Mond war aufgegangen, und voll Verwunderung über den herrlichen Anblick, den das Gebirge mit seinen mit Schnee bedeckten Gehängen voll Glanz und Schimmer jetzt gewährte, rief Edi aus: „Welch prachtvolle Nacht!“

Die andern drehten sich nach dem Sprecher um, denn man war froh, daß die Stille unterbrochen wurde.

„Jetzt eine Wanderung zu unternehmen, das müßte ein Genuß sein," meinte Edi weiter.

Doch der Förster brummte in sich hinein, denn er erhob sich nicht gerne, wenn er einmal saß.

„Ich will meine heilige Ruh' haben," war dann sein Sprichwort.

„Wir könnten aufs Rollnwirtshaus gehen, ist nur eine Stunde hin, der Weg ist heute auch recht schön, wie man ihn selten trifft." Mit diesen Worten stand Anderl auf und sah die andern ermunternd an. Daraus darf man noch nicht schließen, Anderl sei ein ganz besonders unternehmender Geist gewesen, es war bloß lieb gewordene Gewohnheit, von einem Gasthaus ins andere zu pilgern. Edi begrüßte den Vorschlag als Erlösung und griff sogleich zu seinem Winterrocke.

„Ich bin dabei," sprach der Postmeister. „Wenn es recht ist, kann der Karl, der Knecht, um halb zwölf mit dem Schlitten nachkommen."

Allgemeiner Beifall, dann kurze Beratung, während man die Gläser leer trank und zahlte.

Ein Einfall, gleich einem sonnigen Strahl, leuchtete plötzlich auf dem Gesichte des Försters:

„Edi, Du trägst meinen Rucksack! Es soll heute einen kleinen Spaß geben."

Alle sahen erwartungsvoll den Förster an.

Dieser fuhr fort: „Wenn wir hinkommen, tritt jeder einzeln in längerem Abstande von dem andern ein. Zuerst der Edi, der muß dort erzählen, er sei mit mir auf der Jagd gewesen, von mir weggekommen und habe sich als neuer Frischling im Walde verirrt."

„Du mußt Dich," belehrte ihn der Förster, „ganz matt stellen und vom Wirt ein Nachtlager begehren. Dann nach einer Weile trete ich ein, ich habe natürlich Dich die ganze Zeit im Walde gesucht."

„Und wir zwei," meinte der Postmeister, „kommen von Eisenstein."

„So jetzt haben wirs beisammen!" rief der Förster fröhlich aus. „Wirt, schnell noch eine Flasche Wein in den Rucksack hinein."

Man machte sich auf den Weg. Die klare, scharfe Winterluft und der Einfall des Försters wirkten anregend auf die Nerven, und bald hörte man laute Worte und lustiges Lachen. Edi mit Rucksack und Bepackung schritt munter voran, die Langweile war verflogen, der Schnee knirschte unter den Tritten, die Bahn war eben, denn die Bauern hatten eine Woche vorher fleißig Holz gefahren. Der Mond glänzte am Himmel und übergoß die Schneegefilde mit seinem bläulichen Lichte, schwarz hob sich dagegen der Hochwald ab, während

die Kreßlinge, gleich verweichlichten Kindern, in eine dichte Schneehülle eingewickelt waren. Der Förſter war ganz aufgeräumt und freute ſich ſchon im voraus auf den Scherz, wobei er ſein ganzes Jägerlatein entfalten konnte. Nach einer Stunde war man an Ort und Stelle. Während die andern zurückblieben, ging Edi zum Hauſe, deſſen Fenſter aber nicht mehr beleuchtet waren. Er klopfte und trommelte an der Tür, bis er Schritte im Innern hörte. Eine weibliche Stimme fragte, wer draußen ſei. Nachdem Edi erklärte, er ſei der Neffe des Förſters, öffnete die Wirtin. Als ſie ins Zimmer traten, warf er ſich ganz erſchöpft auf eine Bank.

„Gott ſei Dank, daß ich hier bin. Ich kann heute nimmer weiter. Kann ich ein Bett haben?“

„Gewiß,“ antwortete die Wirtin und zündete die Lampe an. Edi blieb regungslos liegen.

„Meine Füße! Ich habe ſchon geglaubt, ich müßte vor Mattigkeit im Schnee liegen bleiben.“

Die Wirtin weckte den Wirt; nachdem dieſer in der Stube erſchienen, erzählte Edi von neuem ſein Erlebnis. Da machte ſich die Türe auf und herein trat der Förſter.

„Da ſitzt er ja,“ rief er ganz unwillig. „Iſt das eine Art? Selbſt im Dorfe war ich und habe Dich geſucht, derweil läßt er ſich's hier wohlgehen!“

„Ich bin soeben gekommen," sprach Edi ganz wahrheitsgetreu. Nun mußte er dem Förster genau berichten, wo er herumgeirrt war.

Währenddem kamen der Postmeister und Anderl von Eisenstein. Die Verirrung wurde neuerdings aufgetischt, so daß der Wirt, der anfangs zweifelte, sie endlich glaubte. Der Postmeister neckte Edi, wie man sich so verirren könne, da stecke gewiß nur ein Mädel dahinter, dem er nachgeschlichen sei.

Endlich verfiel man auf einen andern Gegenstand. Der Förster sprach von seinen neuen Fuchsfallen und Skien. Der Postmeister ärgerte sich über den böhmischen Landtag, wo man genug Zeit fand, um ihn wegen einer Postkarte anzugreifen. Der Wirt erzählte lang und breit von einem gekauften Schweine, indem er dessen Vorzüge über die Maßen herausstrich und schloß, seinem Lobe die Krone aufsetzend, mit den Worten: „Eine nobliche (noble) Sau, eine nobliche Sau!"

Der Wirt holte die Karten hervor und nun wurde gespielt, sehr zum Ärger Edis, der die Karten nicht leiden konnte. Er begab sich deshalb ins Freie. Als er zurückkehrte, sprach er: „Draußen im Schatten steht ein Liebespaar in zärtlicher Umarmung."

Da warf der Wirt die Karten weg, fuhr auf und

schrie: „Was, der Lump ist schon wieder da, dem werde ich aber einheizen, dem Besenbinder!“

Fluchend stürzte er hinaus. Er meinte den Steinklopfersepp, der sich um das Herz seiner Tochter bewarb. Noch einen Augenblick hörte man die wetternde Stimme des Wirtes. Dann brach sie plötzlich ab. Es mußte etwas ganz Besonderes los sein, denn er lud den Vermaledeiten sogar ein, weiter zu kommen. Neugierig waren alle Blicke auf die Türe gerichtet, als der — Forstwart Kalmar eintrat. Nun wäre aber bald der Förster in Hitze geraten. Zornröte stieg ihm ins Gesicht, denn der Forstwart war ja der Verehrer seiner Tochter. Wer selbst einmal in einer ähnlichen Lage sich befand, wird ermessen können, wie peinlich dem Wart der Blick des Försters war. Dieser suchte sich den Anschein größter Unbefangenheit zu geben, aber sein Zorn war zu aufrichtig. Um sich nichts merken zu lassen, fing er ein Gespräch über die Kulturen an, obwohl meterhoher Schnee zurzeit über den Pflänzchen lag. Aber was ihn innerlich am meisten ärgerte, das war das Benehmen des Wirtes. Dieser machte sich an den Forstwart heran und tat allzu vertraulich mit ihm. Man sah zu deutlich, daß er sich ungemein freute, wenigstens den Anschein eines Anrechtes gewonnen zu haben, so halb und halb

den zukünftigen Schwiegervater spielen zu können. Der Förster ballte ingrimmig unter dem Tische die Faust und dachte sich: „Wenn ich den nur darankriegen könnte!“

Die Zeit rückte immer näher, da Karl mit dem Gespann kommen sollte. Den Postmeister drängte es, dem Wirte die Wahrheit über den Besuch zu sagen, doch der Wirt streckte abwehrend die Hand aus und sagte: „Nein, nein! Das glaub' ich schon nicht, da müssen Sie einen andern zum besten halten.“ Er war überzeugt, der Postmeister wollte ihm einen Bären aufbinden.

Da lenkte der Förster wie von ungefähr das Gespräch auf die Krammetsvögel. Mit gleichgültiger Miene fragte er den Wirt, ob er gerne einige schießen wolle.

„Wäre mir recht,“ meinte der Wirt, „vor dem Hause auf den Faulbeerbäumen sitzen sie in der Frühe dutzendweise.“

„Ich mag heute meine Büchse nicht nach Hause tragen,“ entgegnete der Förster. „Wenn Sie wollen, können Sie morgen damit Krammetsvögel schießen, so viel Sie wollen.“

Der Wirt nahm dankend an. Als er in den Keller ging, griff der Förster nach dem Gewehr, stellte sich damit in eine Ecke und lud dieselbe heim-

lich mit Federn, die er wegen seiner Rauchpfeife stets bei sich trug, entfernte die Schrote aus den Patronen und stellte das Gewehr wieder an seinen früheren Ort. Als der Wirt wiederkam, bemerkte der Förster leichthin, das Gewehr sei schon geladen.

In demselben Augenblick hielt der bestellte Schlitten vor dem Hause. Als Karl eintrat, wurde der Wirt recht ausgelacht, besonders, weil er beim Spiel obendrein verloren hatte, und als die Wirtin ganz treuherzig meinte, sie habe großes Mitleid mit dem Verirrten gehabt, steigerte sich die Fröhlichkeit noch mehr.

Als man im Schlitten saß, begann Anderl, der neben Karl saß, erst in das richtige Fahrwasser zu kommen. Karl war nämlich ein sehr bedächtiger Mann, der die Pferde nie ordentlich ausgreifen ließ. Das war nicht nach dem Sinne Anderls. Er schnalzte mit der Zunge, rief und schrie, um die Pferde anzufeuern. Dabei fuchtelte er mit den Armen herum, daß er einige Male in höchster Gefahr war, das Gleichgewicht zu verlieren. Unter diesen Umständen ging es schnell vorwärts, und ehe man's gedacht, war man daheim.

Am nächsten Tage stand unter der Haustüre der Rollnwirt mit der Büchse in der Hand. Eine Schar von Krammetsvögeln flog, wie erwartet, auf einen

der nächsten Ebereschenbäume. Der Wirt legte an, drückte los, sah Federn fliegen, aber keinen Vogel fallen; schnell schoß er den Aufgescheuchten nach, doch es war umsonst. Er suchte am Boden nach der Beute, sah aber nur lange Federn liegen. Da merkte er, daß er der Gefederte war.

Zornig ballte er die Faust, und es mögen gerade keine Segenswünsche gewesen sein, die ihm entfuhren. Um den Ärger voll zu machen, mußte der Teufel gerade den alten Steinklopfer, dem er spinnefeind war, herbeiführen. Dieser hatte die ganze Geschichte mit angesehen und schüttelte sich vor Lachen.

Da kam ein Knabe mit Krammetsvögeln des Weges, die er dem Kaufmanne abzuliefern gedachte. Wie der Wirt die Vögel sah, winkte er dem Knaben und kaufte sie. Dann gebot er ihm, sie dem Förster sogleich zu bringen, und zahlte noch Botenlohn darauf.

„Wenn Du hinkommst, dann sagst Du: Der Rollnwirt läßt sich schön empfehlen, hier sind einige von den Krammetsvögeln, die er heute mit der Büchse des Herrn Försters geschossen hat. Verstehst Du? Genau so mußt Du sagen und nicht ausreden, woher Du sie eigentlich hast!“

Der Förster hatte sich soeben zu einem Gange

in den Wald angeſchickt, als der Knabe die Krammetsvögel ablieferte.

„Was bringſt Du?“ fragte verwundert der Förſter.

Der Knabe legte die Vögel auf den Tiſch und ſagte: „Vom Rollnwirt ſind's. Er läßt Sie ſchön grüßen.“

Damit ging er. Der Förſter machte große Augen und tat einige kräftige Ausſprüche, die in keinem Evangelium zu finden ſind. Zu Mittag bekam er zwar ſein Leibgericht: Geſelchtes mit Knödeln und Kraut, aber es wollte diesmal nicht ſchmecken.

* * *

Harte Köpfe.

In der Nähe von Neukirchen, einem Marktflecken an der bayerisch-böhmischen Grenze stand vor 1848 der Kislinger Hof. Der Besitzer war wegen seiner Halsstarrigkeit weit und breit bekannt. Er hielt sie für Charakterstärke, die Leute aber nannten ihn den „Setzschädel". Dieser trotzige Eigensinn kostete ihm manchen unnötigen Groschen und verursachte ihm viele verbitterte Stunden. Solange sein Weib lebte, trat diese Eigenschaft nicht so sehr hervor, weil sie es verstand, manch unsinnig Vorhaben zu verhüten. Leider starb sie zu bald. Nun war mit guten oder bösen Worten bei ihm nichts auszurichten, wenn er sich einmal etwas in den Kopf setzte.

So begann er mit seinem Nachbar Weinfurter ohne jede Ursache Streit, indem er ihm die Fahrt auf einem Feldwege, zu der jener ebensogut das Recht besaß, einfach untersagte. Weinfurter suchte anfangs die Sache in Güte zu schlichten, allein mit Kislinger war nicht zu reden, deshalb betrat jener den Rechtsweg. So einfach die Sache auch lag, und

ſowenig man über den Ausgang zweifeln konnte, der Streit zog ſich immer mehr in die Länge. Zwiſchen beiden Höfen ward nun giftiger Haß geſtreut, der üppig in die Halme ſchoß. Der Nachbar hatte in ſeiner Erregung Worte über Kislinger gebraucht, die derſelbe nicht ruhig hinzunehmen gedachte. Die Folge war eine neue Klage, bei welcher Weinfurter verurteilt wurde. Erfreut über den errungenen Sieg machte ſich Kislinger auf den Heimweg vom Gericht. Während er zufrieden dahinſchritt, bemerkte er den alten Vater des Weinfurter, der ebenfalls im Markte geweſen war. Kislinger blieb ſtehen und überlegte, ob er langſamer gehen oder den „Nedl" überholen ſolle. Er beſchleunigte hierauf den Schritt, um an ihm vorbeizugehen. Doch dieſer ließ ihn nicht ungeſchoren abziehen.

„Ein ſchöner Nachbar! Ein rechtſchaffener Nachbar! Wer andern Leuten das Recht abſtehlen will, iſt von mir aus ein Lump. Elender Lump!"

Dabei ſchlug der alte Mann vor Erregung mit ſeinem Stock auf die Steine ein, daß einige wie Spreu auseinander ſtoben. Kislinger verſuchte aus der Nähe des Erboſten zu kommen, allein dieſer hielt mit ihm Schritt und ſetzte ſeine Anzüglichkeiten fort. Da verlor Kislinger ſeine

Beherrſchung, er machte Kehrt und ſchrie mit wutſchnaubender Stimme: „Jetzt hör ſchon auf oder ich . . . .“

Die Stimme verſagte.

„Oho, nur nicht ſo in der Höh'!“ rief ihm der Alte entgegen, „mit Dir red' ich gar nicht. Oder meinſt vielleicht, Du biſt der Lump? Hab' auch nichts dagegen.“

„Du haſt andere Leute nicht zu ſchimpfen!“

„Das tu' ich auch nicht. Ich meine nur, man ſoll jedem ſein Recht laſſen. Oder willſt Du das nicht einſehen?“

„Ich will meine Ruh' haben!“

„So, Ruhe willſt haben? Und ſelber gibſt keine Ruh'. Wie Du geſcheit biſt!“

„Mit Dir red' ich nicht weiter,“ erwiderte Kislinger.

„Dieſe Ehr' verlange ich mir auch gar nicht.“

„Nun dann ſei ſtill!“

„Du haſt mir nichts zu befehlen, hier ſchon am allerwenigſten, der Weg iſt nicht der Deine, da hab' ich dasſelbe Recht wie Du.“

Der Kislinger ging weiter. Doch der Alte ſetzte ſein Spiel fort.

„Und aufgebracht ſind die Lumpen auch noch,

wenn man sie nennt, was sie sind," rief er dem Kislinger zu.

Da kehrte sich dieser um, stürzte sich auf den Alten und faßte ihn bei den Schultern:

„Wirst Du mal stille sein oder nicht!"

Der Alte ward dadurch nicht im geringsten eingeschüchtert.

„So," rief er, „an alte Leute getraust Du Dich? Wirf mich hin, wenn es Dich freut! Man wird aber eine Achtung vor Dir kriegen, wenn sie erfahren, wie Du den alten Weinfurter hingeworfen hast. Einen alten Mann schlagen wollen, pfui Teufel!" Da wich Kislinger vom Wege ab und ging quer durch den Wald. —

Unbekümmert um die Feindschaft der Alten sahen sich die Kislinger Mirl und der Weinfurter Franz recht gerne. Als der Kislinger merkte, an wem Mirl Gefallen fand, kannte sein Zorn keine Grenzen. Den Stuhl, den er gerade in den Händen hielt, warf er um und schritt mit geballten Fäusten in der Stube auf und ab.

„Der Weinfurter Franz, der soll sich nur unterstehen, auf meinen Hof zu kommen, die Hunde hetz' ich auf ihn. Erschlagen tu' ich Dich, wenn ich von Dir noch was merk'. Lieber gebe ich Dich einem Besenbinder als dem."

Als Mirl mit Franz heimlich zusammenkam, erzählte sie ihm das Vorgefallene. Während sie sich umarmten und küßten, versprachen sie einander treu zu bleiben und geduldig auszuharren, bis alle Hindernisse überwunden wären.

Um Mirl bewarb sich auch der Buchner Sepp, und dem Kislinger wäre derselbe ganz recht gewesen, denn der Buchner hatte den größten Hof im Orte. Doch die Mirl wollte von ihm nichts wissen. Kam Sepp zur Stube herein, entwich sie durch die Kammertüre. Als er merkte, daß daran der Weinfurter Franz Schuld hatte, nahm er sich vor, denselben aus den Angeln zu heben. Zu diesem Zwecke machte er die alte Lori durch gute Worte und Versprechungen gefügig. Die Weinfurterin war nicht wenig erstaunt, als die alte Hexe bei ihr eintrat, denn sie konnte die Lori nicht ausstehen, und hatte ihr dies bei verschiedenen Gelegenheiten deutlich zu fühlen gegeben. Um sich Gehör zu verschaffen, lästerte die Lori über den Kislinger und wußte ein ganzes Schock Sünden von ihm zu melden. Das wirkte. Die Bäuerin vergaß, mit wem sie es zu tun hatte. Und nun erzählte die Lori so nebenbei, ohne jeden Anschein von Absicht, daß der Sepp fortwährend am Kislingerhof stecke, die Geschichte schaue so her wie auf eine Hochzeit. Nach einigen

Tagen berichtete sie, daß alles im Reinen sei. Die Mirl habe sich anfangs zwar gespreizt, aber wie sie den festen Willen ihres Vaters gesehen, habe sie nachgegeben, sei ihr aber gar nicht so schwer angekommen, habe nur ein wenig die Trutzige spielen wollen. Wieder nach einiger Zeit meldete sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit, sie habe gestern beim Kislinger durchs Schlüsselloch geschaut, um zu sehen, wer in der Stube sei. Da sei auf der Bank der Sepp gesessen und auf dem Schoß habe er die Mirl gehabt und ganz pudelnärrisch hätten es die beiden mit einander gekannt. Doch der Lori habe vom Bücken schon der Rücken weh getan, da sei sie eingetreten. Da seien die zwei jungen Leute auseinander gefahren und die Mirl sei ganz krebsrot im Gesicht in die Kammer geschossen. Natürlich erzählte die Bäuerin alles wieder dem Franz, schon deshalb, damit er sich vollends von der Mirl zurückziehe, und nicht unnötig in das Gerede der Leute komme. Er suchte zu ihr zu gelangen, um sie zu befragen. Er bemerkte sie auch eines Tages beim Gartenzaun, doch als er sich ihr näherte, ging sie rasch in den Hof zurück. Nun war es klar, sie war ihm untreu geworden.

Ähnlich wie beim Nachbarn lästerte sich die

Lori in das Vertrauen des Kislingers. In Gegenwart der Mirl sprach sie regelmäßig von Franz, wie er um die Wolner Agnes herum sei. Diese und die Mirl konnten einander von jeher nie leiden. Diese war dem Franz schon darum, als sie von seiner vermeintlichen Untreue hörte, doppelt böse. Sie versteckte sich in ihre Kammer und weinte bittere Tränen. Um jene Zeit gab es eine Hochzeit, zu der fast das ganze Dorf geladen war. Der Sepp wich der Mirl nicht von der Seite und gebärdete sich, als ob er schon mit ihr verlobt sei und diese ließ ihn ob ihres Ärgers über den ungetreuen Franz ruhig gewähren und schluckte die Äußerungen der Leute wegen einer bevorstehenden Hochzeit gelassen hinunter. Franz hielt sich gänzlich von der Mirl fern, blickte sie nicht an und suchte ganz gleichgültig zu scheinen. Da bemerkte er, wie die spöttischen Augen seines Nebenbuhlers auf ihn gerichtet waren; schon wollte er diesem seinen Ingrimm zu erkennen geben, doch besann er sich noch rechtzeitig, zwang sich zu einer heiteren Miene, hob sogar sein vollgefülltes Glas und trank dem Sepp zu. Hierauf begab er sich zu dem Musikantentische und bestellte einen Tanz.

„Die erste Beste ist mir recht," dachte er sich, und ohne zu wählen, nahm er das nächste Mädl, die

Wolner Agnes, zum Tanz, drehte sie im Wirbel und jauchzte dabei. Die Mirl sollte ja nicht ahnen, wie ihm zumute war. Als Mirl einmal heimlich nach dem Franz sah, legte dieser gerade den Arm um den Hals der Agnes. Zornröte stieg der Mirl ins Gesicht.

„Für so falsch und schlecht hätt' ich Dich mein Lebtag nicht gehalten."

So wenig die Mirl den Sepp mochte, aus Trotz über die Untreue ihres Geliebten war sie bereit, ihn zu nehmen. Am Hochzeitstage war die Braut bleich und sah ganz vergrämt aus. Doch Bräute, das weiß man ja, nehmen den Schritt zum Altare oft gar zu ernst. Übrigens, so wußten es die Sachverständigen unter den Weibern, ist es immer besser, wenn die Braut an ihrem Hochzeitstage weint als lacht.

Die Wolner Agnes hatte das Verhalten Franzens falsch gedeutet und suchte nun jede Gelegenheit, mit ihm zusammen zu treffen, und sie begriff nicht, warum er plötzlich ganz kalt gegen sie war. Eines Tages ging er in den Wald und sah auf dem Wege die Agnes. Wenn er seinen Schritt beibehielt, so mußte er bei der Kreuzung mit ihr zusammentreffen.

Um eine Begegnung zu vermeiden, schlug er

eine andere Richtung ein und traf dabei die Mirl. Mit kurzem Gruße, ohne sie anzusehen, wollte er an ihr vorbei.

„Franz!“ sagte sie und trat einen Schritt vor, gleichsam, um ihm den Weg zu verstellen.

„Was willst Du?“ fragte er sie barsch, „Du Falsche!“

„Nein, nein, das bin ich nicht!“ beteuerte Mirl.

„So! Mir hast Du Dich versprochen und dann gehst hin und heiratest einen andern. Oder hast Du mir die Treue nicht versprochen?“

„Ich leugne es nicht,“ erwiderte sie.

„Was willst Du dann von mir?“

Mit diesen Worten wollte er seinen Weg fortsetzen.

„Franz, verzeih' mir!“ bat sie. „Ich hab' Dir weh getan.“

„Laß das, die Geschichte ist vorbei!“

„Ich bin hintergangen worden. Man hat mir allerlei erzählt von Dir, daß Du die Agnes gern hättest.“

„Wer hat Dir das vorgemacht?“ rief der Bursche aus.

„Die alte Lori.“

„So, dieser Hexe glaubst Du mehr als mir?“

„Wie ich Dich bei der Hochzeit gesehen, so lustig

um die Agnes herum, da hab' ich alles geglaubt. Da hab' ich Dich für bodenschlecht gehalten und so sagte ich ja, als der Sepp um mich anhielt."

„O, jetzt kenne ich mich aus in dem Spiel und weiß, wer es angestiftet!" Dabei ballte Franz vor Ingrimm die Fäuste.

Die Mirl schaute ihm mit unsagbarer Traurigkeit in die Augen, und ohne daß sie es wußten, hatten sie sich bei den Händen gefaßt.

„Franz, verzeihe mir!" bat sie eindringlich.

Da wurden beide unterbrochen. Der Sepp kam mit einem Wagen aus dem Walde. Bevor sie die Hände fallen ließen, mußte jener sie bemerkt haben. Er schien es nicht zu beachten, sondern knallte mit der Peitsche. Als am Abend Sepp mit seinem Weibe allein in der Stube weilte, fuhr er es an: „Was hast Du so wichtiges mit dem Franz auszumachen gehabt?"

„Ich? Gar nichts," antwortete Mirl.

„Sag' mir lieber, was muß man von einem Manne halten, der sich hinter eine alte Hexe steckt und von ihr Lügengeschichten in den Häusern erzählen läßt?"

„Was willst Du damit sagen? Doch ich will wissen, was das heute mit dem Franz war?"

„Davon haben wir gesprochen, was für ein

schlechter Kerl der sein muß, der die Lori zu allerhand anrichtet."

„Was geht das mich an!" schrie Sepp zornig auf. „Ich weiß jetzt, wie es um Dich steht. Dieser Drak hat Dir heut wieder den Kopf verdreht. Dem werde ich aber bei Gelegenheit heimleuchten, und das sag' ich Dir, wenn ich Dich noch einmal mit ihm antreffe, werfe ich Dich hinaus, dann bist Du mein Weib nimmer. Dann kannst Du zu Deinem Vater gehn, Du Schandenfleck!"

„Ich ein Schandenfleck!" rief sie außer sich. „Das bist Du. Du hast mich belogen."

Sie verließ die Stube und schlug in ihrer Erregung die Türe zu. Die Dienstboten hatten gehorcht, und am nächsten Tage wußte das ganze Dorf: der Sepp hat sich mit seinem Weibe zerkriegt. Als dies zu den Ohren des Kislinger kam, eilte er auf den Buchenhof, um dem Sepp gehörig seine Meinung zu sagen. Allein dieser war durch die Auseinandersetzung mit seinem Weibe nicht in bester Stimmung und keineswegs gesonnen, das Gewitter ohne weiteres über sich ergehen zu lassen. Im Zorne platzte er heraus, weshalb er sich gestern mit Mirl zertragen hatte. Denselben Tag hatte der Kislinger vom Gerichte den Bescheid erhalten, daß sein Verbot wegen Benutzung des Weges rechts-

ungültig und er zur Zahlung der Koſten verurteilt ſei. Er war daher über alles, was mit dem Weinfurter im Zuſammenhang ſtand, ſehr aufgebracht. Als er nun vernahm, weswegen ſeine Tochter mit ihrem Manne geſtritten hatte, geriet er in furchtbaren Zorn. Er fing an, über ſie zu wettern, unbekümmert, daß die Dienſtboten alles hören mußten, ſchrie, ſchimpfte und ſchlug mit den Fäuſten auf den Tiſch, daß es ſelbſt dem Sepp zu arg wurde und er den Kislinger zu beſchwichtigen ſuchte. Die Mirl jedoch kürzte den ganzen Auftritt ab, indem ſie ſich zur Nachbarin, der alten Stornerin, flüchtete. Dieſe war ihre Taufpatin und ihre beſte mütterliche Freundin. Kaum hatte ihr Mirl unter Tränen alles erzählt, ſo verſuchte ſie das junge Weib zu tröſten. Der Sepp hätte ſie ja gerne, das ſähe man aus allem, und ihr Vater meine es auch nicht ſo ſchlecht, und dann müſſe man es ſeinem Ärger über den verſpielten Prozeß zuſchreiben, wenn er heute ſo aufgebracht ſei. Von Franz machte ſie abſichtlich keine Bemerkung. Sie ging dann zum Buchenhof hinüber, um beiden Männern auch ihre Meinung ordentlich zu „geigen“. Der Kislinger wollte gerade nach Hauſe gehen, als ſie eintrat. Sie faßte ihn beim Arme und ſchob ihn zurück.

„Der Hauptdummkopf biſt noch Du," begann ſie verheißungsvoll. Der Kislinger wollte auffahren, doch ſie wehrte ihm ab. „Jetzt ſei nur ſtill und hör' mich ruhig an. Was miſchſt Du Dich alter Narr in die Sachen junger Leute ein? Was Du damit ausgerichtet haſt, davon kannſt Du Dich überzeugen, wenn Du die Mirl ſiehſt."

Um beiden ein wenig Angſt zu machen, behauptete ſie: „Jetzt liegt ſie im Bette, ganz krank, und weint, daß ihr's das Herz abdrücken wollt', ein Röte hat ſie im Geſicht, an allen Gliedern zittert ſie vor Kälte. Ich weiß nicht," fuhr ſie fort, „ob ſie den morgigen Tag noch erlebt. Doch jetzt muß ich ſchauen, daß ich ihr überwärme."

Damit eilte ſie hinaus. Sepp warf dem Kislinger einen vorwurfsvollen Blick zu, welcher ſagen ſollte: „Da haſt du aber was Schönes angerichtet." Er nahm ſeine Mütze und ging zur Stornerin. Dieſe hatte ihn kommen ſehen, ſie ſchob die Mirl zur Kammer hinein und gab ihr die Mahnung, ſich auf den Schemel zu ſetzen. Sepp wollte in die Kammer, aber die Stornerin wehrte ihn ab, indem ſie vorgab, der Mirl ſei zwar etwas beſſer, aber ſie brauche vor allem Ruhe, und ermahnte ihn, wenn die Mirl zurückkehre, müſſe er mit ihr ſo ſchön tun als nur möglich, ſonſt bekäme

sie den Herzwurm. Nun erzählte sie dem zerknirschten Sepp, daß auch ihre Base den Herzwurm bekommen habe und daran gestorben sei. Bei der Mirl seien genau dieselben Anzeichen da.

Nach dieser Schilderung bekam Sepp, der nie in seinem Leben von einem Herzwurm gehört hatte, eine Heidenangst und er ließ sich's nicht nehmen, trat in die Kammer und schnappte nach den liebreichsten Worten, über die er verfügte, um Mirl zu versöhnen. Diese aber saß auf dem Schemel, den Kopf zwischen den beiden aufgestützten Armen verborgen, rührte und regte sich nicht. Sepp wollte ihren Kopf mit der Hand anfassen, um ihr ins Angesicht zu sehen, doch die Stornerin, die auf den Zehenspitzen eingetreten war, packte ihn beim Arm und sagte leise: „Was fällt Dir ein, schau, daß Du hinauskommst!"

Als er etwas kräftiger auftrat, mahnte sie ihn: „Stampf' nicht so!"

Und der Sepp trat so sachte auf, als es bei den ungefügen Stiefeln überhaupt möglich war. Auch der Kislinger erschien, er hatte einen harten Kampf mit seinem Starrsinn bestanden, endlich siegte aber doch die Sorge um die Mirl. Aber er drehte sich sofort wieder um, als er hörte, ihr sei schon besser und brauche nur Ruhe.

„Der Hauptdummkopf biſt noch Du," begann ſie verheißungsvoll. Der Kislinger wollte auffahren, doch ſie wehrte ihm ab. „Jetzt ſei nur ſtill und hör' mich ruhig an. Was miſchſt Du Dich alter Narr in die Sachen junger Leute ein? Was Du damit ausgerichtet haſt, davon kannſt Du Dich überzeugen, wenn Du die Mirl ſiehſt."

Um beiden ein wenig Angſt zu machen, behauptete ſie: „Jetzt liegt ſie im Bette, ganz krank, und weint, daß ihr's das Herz abdrücken wollt', ein Röte hat ſie im Geſicht, an allen Gliedern zittert ſie vor Kälte. Ich weiß nicht," fuhr ſie fort, „ob ſie den morgigen Tag noch erlebt. Doch jetzt muß ich ſchauen, daß ich ihr überwärme."

Damit eilte ſie hinaus. Sepp warf dem Kislinger einen vorwurfsvollen Blick zu, welcher ſagen ſollte: „Da haſt du aber was Schönes angerichtet." Er nahm ſeine Mütze und ging zur Stornerin. Dieſe hatte ihn kommen ſehen, ſie ſchob die Mirl zur Kammer hinein und gab ihr die Mahnung, ſich auf den Schemel zu ſetzen. Sepp wollte in die Kammer, aber die Stornerin wehrte ihn ab, indem ſie vorgab, der Mirl ſei zwar etwas beſſer, aber ſie brauche vor allem Ruhe, und ermahnte ihn, wenn die Mirl zurückkehre, müſſe er mit ihr ſo ſchön tun als nur möglich, ſonſt bekäme

ſie den Herzwurm. Nun erzählte ſie dem zerknirſchten Sepp, daß auch ihre Baſe den Herzwurm bekommen habe und daran geſtorben ſei. Bei der Mirl ſeien genau dieſelben Anzeichen da.

Nach dieſer Schilderung bekam Sepp, der nie in ſeinem Leben von einem Herzwurm gehört hatte, eine Heidenangſt und er ließ ſich's nicht nehmen, trat in die Kammer und ſchnappte nach den liebreichſten Worten, über die er verfügte, um Mirl zu verſöhnen. Dieſe aber ſaß auf dem Schemel, den Kopf zwiſchen den beiden aufgeſtützten Armen verborgen, rührte und regte ſich nicht. Sepp wollte ihren Kopf mit der Hand anfaſſen, um ihr ins Angeſicht zu ſehen, doch die Stornerin, die auf den Zehenſpitzen eingetreten war, packte ihn beim Arm und ſagte leiſe: „Was fällt Dir ein, ſchau, daß Du hinauskommſt!“

Als er etwas kräftiger auftrat, mahnte ſie ihn: „Stampf' nicht ſo!“

Und der Sepp trat ſo ſachte auf, als es bei den ungefügen Stiefeln überhaupt möglich war. Auch der Kislinger erſchien, er hatte einen harten Kampf mit ſeinem Starrſinn beſtanden, endlich ſiegte aber doch die Sorge um die Mirl. Aber er drehte ſich ſofort wieder um, als er hörte, ihr ſei ſchon beſſer und brauche nur Ruhe.

Das häusliche Gleichgewicht war keineswegs hergestellt, nachdem Mirl zurückgekehrt war, sie zeigte vielmehr durch Trotz ihre Unversöhnlichkeit. Weil sie aus eigenem Antriebe zu Sepp nichts sprach, besuchte dieser im Ärger fleißig das Gasthaus. Kam er dann nach Hause, war er aufgeregt und kampfeslustig. Mirl ging ihm jedoch dann aus dem Wege, was ihn noch mehr ärgerte. Immer häufiger machte er den Weg ins Wirtshaus und immer länger hielt er sich in demselben auf. Er fühlte, auf Abwegen zu sein, allein er hatte alle Arbeitslust verloren. Der beständige Biergenuß machte zudem seine Glieder schlaff und das Blut schläferig. So vernachlässigte er nach und nach die Wirtschaft ganz und überließ alles gleichgültig seinem freien Lauf. Die Dienstboten benutzten dies, der Stall war abschreckend unsauber, das Vieh wurde wenig geputzt und unregelmäßig gefüttert, das Ackergerät lag zerstreut in Hof und Scheune umher. Anfangs suchte Mirl soviel als möglich Ordnung hineinzubringen, allein sie war zu schwach dazu, da die Dienstboten ihr nicht folgen wollten. Wenn Sepp dann und wann nachsah und die Unordnung bemerkte, zankte er eine Weile, dann blieb wieder alles beim Alten.

Die Mirl hatte zwei Brüder, von denen der

ältere, der Girgl, die Wirtschaft übernehmen sollte. Der Kislinger sprach öfters vom Übergeben. Das war eine Aufforderung für Girgl, sich um eine passende Ehehälfte umzusehen. Selbstverständlich setzte der Alte voraus, daß seine Schwiegertochter Geld ins Haus brachte, weshalb er Girgl eifrig zuredete, die Glöcklpepi zu nehmen. Allein Girgl wollte von ihr nichts wissen, da er heimlich der Jankresi, eines armen Häuslers Tochter, geneigt war. Als dies Kislinger erfuhr, gab es eine hitzige Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, da letzterer, welcher den Starrkopf von seinem Vater geerbt hatte, nicht nachgeben wollte. Um jene Zeit biederten sich dem Girgl der Pscheidten Heiner und der Weinfurter Franz an, was den Leuten um so mehr auffallen mußte, da Franz seit der Hochzeit der Mirl die Kislingerleute so viel als möglich mied. Auch der Heiner war sonst selten in der Gesellschaft des Girgl bemerkt worden. Heiner hatte, um seinen Hof vor den zahlreichen Gläubigern zu retten, die reiche Dapsenmoni geheiratet, obwohl sie sehr schwachsinnig war. Er lebte mit ihr in unglücklicher Ehe, achtete sie nicht und hielt es mit einer andern. Girgl war sehr aufrichtig und setzte dies auch von andern voraus. Deshalb stand er nicht an, beiden seine Herzensgeschichte an-

zuvertrauen. Dieſe warfen einander heimlich ſchadenfrohe Blicke zu.

„Was haſt Du davon," meinte Heiner, „wenn Du das Geld heirateſt und keine Freude mit Deinem Weibe haſt. Hätt' ich doch die Lieſl genommen! Keinen Knopf Geld hat ſie gehabt, vielleicht müßt' ich jetzt mit ihr Erdäpfel eſſen, aber ſicher iſt, ſie würden mir beſſer ſchmecken als das Fleiſch, das die Moni aufträgt. Girgl, heirat' keine, zu der Du keine Liebe haſt! Die Leute halten es mir für übel, daß ich immer auf der Jagd herumlaufe, ſtatt zu arbeiten. Ja, wäre die Lieſl im Hauſe, da würden ſie ſchauen, wie mich die Arbeit freute. Aber ſo! — Verdorbene Geſchichte! — Bedenke, ein ganzes Leben lang ſo angebunden zu ſein! Die Leute haben leicht reden, aber was ich ausſtehe, das wiſſen ſie nicht."

So und in ähnlicher Weiſe redete Heiner ihm zu und Franz lobte die guten Eigenſchaften der Reſi, hob mit beſonderem Nachdruck hervor, ſie ſei das ſchönſte Mädchen im ganzen Orte, daß nicht viel gefehlt hätte, Girgl eiferſüchtig zu machen.

Der Buchner ſetzte ſeinen liederlichen Wandel fort. Eines Sonntags wankte er am Abend aus dem Gaſthauſe, die Straße wurde ihm zu ſchmal, zum Glück erreichte er den Garten ſeines Nachbars.

Krampfhaft hielt er sich am Zaune aufrecht. Einige Buben, welche am Dorfplatze spielten, bemerkten ihn, eilten wie auf Befehl zur Stelle und umschwärmten ihn wie lüsterne Wespen. Der Betrunkene hörte ihr Hohngelächter, ihre bissigen Bemerkungen, er wollte sie mit Zanken und Schelten vertreiben, reizte aber dadurch noch mehr ihren Übermut. Da trachtete er, so schnell als möglich weiter zu kommen. Das war aber leichter gesagt. Von einem Spreißel zum andern tastend, schob er sich unter dem Halloh der Jungen langsam vorwärts. Das Geschrei hatte die andern Dorfbewohner aufmerksam gemacht. An den Fenstern tauchten neugierige Gesichter auf. Einige Weiber stellten sich vor die Haustüre, um alle Einzelheiten des Vorfalles genau beobachten zu können. Während sie entrüstet über den Trunkenbold taten, lachten sie in einem Atem schadenfroh auf. Der Buchner hatte das Ende des Zaunes erreicht, ratund hilflos hielt er sich fest. Er überlegte. Da nahm er seine ganzen Kräfte zusammen und stolperte einige Schritte nach vorwärts. Dann warf ihn die Trunkenheit in den Graben. Trotz des Rausches beschlich ihn ein Gefühl der tiefsten Beschämung. „Das soll der letzte sein," dachte er sich. „Wenn ich mich nur unter die Erde verkriechen könnte."

Als er endlich den Hof erreichte, verbarg er sich in der Scheuer. Die Mirl hatte ihn nach Hause wanken sehen. Sie war vor Abscheu nicht imstande, selbst nach ihm zu sehen, sie beauftragte daher den Knecht, damit er ihn in die Kammer schaffe und zu Bette brächte. Als der Bauer am nächsten Morgen mit schwerem Kopfe erwachte, setzte er sich zunächst im Bette auf und stierte vor sich hin. Der gestrige Vorfall kam ihm in den Sinn und trieb ihm die Schamröte ins Gesicht. „Nein, nimmer soll mir das vorkommen," dachte er. Der Ärger, zum Kindergespött geworden zu sein, ließ ihn nicht ruhen, er sprang auf, suchte seine Arbeitskleider, zog sich an, wusch sich und ging mit gesenktem Kopfe in die Stube. Als Mirl ihn sah, eilte sie hinaus. Noch nie hatte ihn das so gekränkt wie heute, aber er mußte ihr recht geben. Da trat sein Vater herein, und da er mit dem Sohne allein in der Stube war, beschloß er, ihm ins Gewissen zu reden. Doch kaum hatte er die ersten Worte gesprochen, so unterbrach ihn der Sohn: „Vater, ich weiß schon, was Ihr sagen wollt!" Dieser hielt dies für Verstocktheit und sagte in erregtem Tone: „Ich bin Dein Vater, und wenn ich Dir nichts mehr sagen dürfte, wer soll dann Dir zureden? Darfst nicht denken, mir macht's Freude, aber die Geschichte

kann ich nimmer länger ansehen, wie Du es treibst. Mein Vater hat mir oft erzählt, wie schlecht es um ihn gestanden ist, auf und davonlaufen wollte er — nicht bloß einmal, und wie alles krumm und schief gegangen ist, da hat er sich gedacht: Auslassen darfst jetzt gerade nicht! Und herausgerissen hat er den Hof mit festem Willen und harter Arbeit und ein angesehener Mann ist er geworden. Als er ihn mir dann übergab, da sagte er: Du hast es jetzt leicht, schau, daß der Buchenhof nicht kleiner wird, alleweil größer. Das hab' ich ihm auch versprochen, aber nimmer hätt' ich mir gedacht, was Du für einer bist."

„Vater, hör' auf!" bat Sepp. „Ich schäm' mich so genug. Ein andrer Mensch will ich werden."

„Es ist schon an der Zeit."

Sepp ging auf die Wiese. Der nächste Weg führte durchs Dorf. Um niemandem zu begegnen, machte er einen Umweg. Auf der Wiese angekommen, war er so eifrig bei der Arbeit, daß ihm der helle Schweiß von der Stirne rann. Das war schon lange nicht vorgekommen und nach einem Sonntage schon gar nicht. Er war aber der Arbeit entwöhnt, so fühlte er nach kurzer Zeit, wie seine Arme erlahmten. Schon wollte er aussetzen, da dachte er an die Schande von gestern. Mit neuer

Kraft fuhr die Sense ins Gras und schnitt es scharf und glatt durch.

„Könnte ich doch das Gestrige, nein, das ganze Luderleben, mit einem Male wegputzen!“

Niemand freute sich mehr über die Veränderung als sein Vater. Er ließ es nicht an aufmunternden und anerkennenden Worten fehlen und griff in der glücklichen Stimmung selbst fleißig zu.

„Nun, was sagst denn Du dazu?“ fragte er die Mirl und deutete auf den arbeitenden Bauer.

„Was soll ich denn sagen?“ gab sie ziemlich kurz zurück.

„Weißt, wenn sich ein Mensch bessert, dann soll man freundliche Augen und ein gutes Wörtlein nicht sparen.“

„Er ist alt genug,“ erwiderte die Mirl. „Wie lange wird's dauern, so fängt er sein Lumpenleben von neuem an.“

„So, das weißt Du im voraus schon so gut?“

Er wandte sich beleidigt ab, warf den Rechen hin und ging nach Hause.

„Was hast Du mit dem Nedl?“ fragte Sepp sein Weib.

„Weiter nichts,“ antwortete sie, „aufgebracht ist er, weil ich nicht glauben kann, daß Du Dein Saufen aufgibst.“

„Wird sich ja zeigen, wer recht hat," bemerkte er kurz und setzte seine Arbeit fort, ohne sich um die Mirl weiter zu bekümmern.

„So weit hab' ichs schon gebracht," dachte er, „jeder hält mich für einen ausgemachten Lumpen, der nicht mehr zu bessern ist."

Ein unerträgliches Durstgefühl quälte ihn, er hatte es bis jetzt mit seiner ganzen Überwindung niedergerungen. Die Antwort der Mirl ärgerte ihn und war nicht geeignet, ihn in seinen guten Vorsätzen zu bestärken. Den Durst mit Wasser oder Milch zu löschen, kam ihm nicht in den Sinn.

„Eine Maß könnt' nicht schaden. Auf einmal ist noch kein Mensch ein Heiliger geworden. Was ist denn auch dabei, ich trinke eine Maß, nicht mehr, und geh' wieder an die Arbeit. Wär' schön, wenn ich mir das nicht erlauben dürfte."

Schon wollte er gehen, da fiel ihm ein: „Du kannst dir ja das Bier auf die Wiese bringen lassen. So weichst du der Versuchung am leichtesten aus. — Nein, das tue ich nicht. Der Bauer trinkt Bier, und die Dienstleute sollen nur Milch kriegen? Das geht nicht."

Er legte die Sense weg, ging quer über die Wiese und steuerte dem Wirtshause zu. Im stillen machte er sich Vorwürfe über seine Schwäche, denn

er fühlte, sobald er das Gasthaus betrat, war es für heute mit jeder Arbeit vorbei. Er mußte durch einen Jungwald. Während er auf einem fast verwachsenen Steig dahinschritt, hörte er zwei weibliche Stimmen. Er blieb stehen und horchte, denn er glaubte, seinen Namen vernommen zu haben. Er hatte sich nicht geirrt, zwei Bäuerinnen gingen mit Milchgefäßen und Brot beladen hinaus auf die Wiese zu ihren Leuten. Sie unterhielten sich angelegentlich in sehr kräftigen Ausdrücken über den „Zaunreiter". Sepp wußte gleich, wer darunter gemeint war. Ehe sie ihm begegneten, kroch er rasch durch das Gebüsch, um von ihnen nicht gesehen zu werden. Dabei kam er zu einem Brünnlein. Er bückte sich und schlürfte aus hohler Hand das kühle Naß mit gierigen Zügen.

„Hätte nicht gemeint, daß das Wasser so gut wäre."

Nun hielt er sich die ganze Woche tapfer.

Am letzten Tage der Heuernte beeilte sich alles, die letzten Schober unterzubringen, besonders da schwarze Wolken am Himmel drohten. Mirl wollte mit dem Rechen auf der Schulter auf die Wiese eilen, als sie die Stornerin anrief: „Nicht so eilig!"

Mirl zeigte auf die drohenden Wolken: „Da schaut hinauf!"

Die Stornerin war währenddem näher gekommen: „Ich hab' Dir etwas von Girgl und seinen guten Freunden zu sagen."

Sie erzählte nun, wie der Heiner und Franz dem Girgl zugeredet und ihn in seinem Vorhaben, die Resl zu nehmen, bestärkt hätten.

„Der Franz?" fragte Mirl ungläubig.

„Ja, der Franz! Er und kein anderer."

„Wie ist das möglich?" erwiderte noch immer zweifelnd die Mirl.

„Der ist mir der Wahre! Ist nicht um ein Haar besser als der Heiner. Ich hab' mir gedacht, ich muß Dirs sagen, damit Du weißt, ob er es verdient, daß Du und der Sepp seinetwegen in Unfrieden lebet."

Sie wartete nicht erst ab, was Mirl erwiderte, sondern ging in ihr Häuschen zurück. Jene aber errötete, schaute einige Augenblicke der Stornerin nach, dann wandte sie sich und setzte mit gesenktem Kopfe und zusammen gepreßten Lippen ihren Weg fort.

„O Falschheit überall!"

Indessen war der Bauer fleißig und wollte eine Fuhre Heu nach Hause schaffen. Dabei mußte er mit dem schwerbeladenen Wagen einen ungemein holperigen Weg benutzen, der vom Regen ganz aus-

geschwemmt war. Eine mühselige Fahrt! Da schwankte plötzlich der Wagen und ehe der Bauer beiseite springen konnte, lag die Ladung auf ihm und hatte ihn der schwere Wiesbaum gestreift. Er wollte sich heraushelfen, ein grimmiger Schmerz jedoch hinderte ihn sich zu rühren. Die Pferde schlugen aus, wurden immer ungebärdiger und drohten den Wagen über den Bauer zu schleifen.

„Heiliger Gott, meine letzte Stunde!“ rief er aus und erwartete im nächsten Augenblicke das Verhängnis. Da sah er noch den Franz vor den Pferden auftauchen, dann schwand ihm das Bewußtsein. Als Franz die Gefahr bemerkt hatte, war er so schnell, als er konnte, von seiner Wiese herbeigelaufen und hatte zunächst die Pferde beruhigt. Inzwischen kamen auch die andern Arbeitsleute und zogen den Bauer unter dem Wagen hervor und trugen ihn, so gut es ging, nach Hause. Der Arzt wurde geholt, und nachdem derselbe mit der Bäuerin allein sich befand, sagte er auf ihre Frage: „Machen Sie sich auf alles gefaßt.“ Sie hatte den Sepp nur aus Trotz über die vermeintliche Untreue des Franz geheiratet, hatte ihn sogar gehaßt, seit sie erfahren, auf welche Weise er sie gewonnen, sie hatte mit ihm in Unfrieden gelebt und ihm nicht eine einzige schöne Stunde bereitet; als

aber der Arzt den Ausspruch tat, erschrak sie. Mit besorgten Mienen, leise trat sie in die Kammer, wo der Verletzte lag, und setzte sich neben sein Bett. Der Kranke mußte große Schmerzen haben, und hätte am liebsten gestöhnt und gejammert. Als aber Mirl eintrat, beherrschte er sich aus Trotz und blieb still.

„Hast Du viel Schmerzen?“ fragte sie teilnahmsvoll.

Doch er erwiderte ganz kalt: „Nein! Brauchst Dich nicht um mich zu kümmern!“ Er wandte sein Gesicht weg. Sie hatte seinen finsteren Ausdruck bemerkt. Sie wollte etwas erwidern, unterließ es aber, wich aber nicht von seiner Seite. Am Abend wurde der Zustand des Kranken sehr besorgniserregend, sein Gesicht wechselte die Farbe, die Augen quollen hervor, und er ächzte vor Schmerz.

„Sepp!“ sagte sie erschrocken. Doch der Kranke achtete ihrer nicht. Da rief sie lauter seinen Namen und faßte ihn bei den Händen. Er sah sie an.

„Sepp, stirb mir nicht!“

„Mit mir wird es bald aus sein,“ sagte gebrochen der Bauer.

„Ich hab' Dir vieles abzubitten. So dürfen wir nicht von einander gehen. Ich bin viel schuld

an dem, was Dich in letzter Zeit verdrossen hat. Verzeih' mir!"

Der Kranke sprach kein Wort, aber er nahm ihre Hand und drückte sie. Nach einer Weile hauchte er: „Mirl! Ich hab' Dir nichts zu verzeihen. Ich habe alles verschuldet. Ich habe Dich hintergangen, hab' die Lori bezahlt, aber ich hab's aus Lieb getan. Ich war eifersüchtig auf Dich, wie ich gesehen hab', wie Du mit dem Franz schön tust. Da hab' ich meinen Teil ausgestanden, nicht bloß Du. Da bin ich zum Lumpen geworden."

Nach einer Weile fuhr er fort: „Was hätt' ich darum gegeben für einen freundlichen Blick von Dir?"

„Sepp, mein armer Sepp, alles sollst Du haben. Dein will ich sein mit meiner ganzen Seel'!" Er jedoch schüttelte den Kopf: „Schön wär's, aber zu spät."

„Nein, das kann unser Herrgott nicht zugeben, ich hab' so vieles an Dir gut zu machen."

Am nächsten Tage kam neuerdings der Arzt, nach der Untersuchung drückte er der Mirl fröhlich die Hand und sagte: „Wider Erwarten, er ist gerettet!"

Nachdem er sich entfernt, rief Mirl freudestrahlend den Dienstboten zu, was der Arzt gesagt.

Den Hütbuben schickte sie zu ihrem Vater, damit er ihm die Botschaft melde. Der Hüter wollte langsam weitertrollen, da rief sie ihm zu: „Lauf, was Du kannst!“

Ein neuer Geist war im Buchenhof eingezogen. Wer es nicht glauben wollte, brauchte sich nur ein wenig umzusehen. Der Bauer konnte zwar erst nach einigen Monaten das Bett verlassen, aber an seiner Stelle waltete und schaltete die Mirl, und diesmal folgten die Dienstboten willig ihren Befehlen. Die Unordnung schwand. Schmunzelnd betrachtete der Nedl die Änderung der Dinge. Eines Tages sah er den Leuten zu, wie sie fleißig bei der Arbeit zugriffen. Zufrieden stopfte er sein Pfeifchen an, und während er behaglich dampfte, sagte er vor sich hin: „Schier mein' ich, der Buchenhof wird doch noch größer und nicht kleiner.“

Eines Sonntags ging der Genesende zum erstenmal mit der Mirl in die Kirche. Auf dem Wege trafen sie mit Franz zusammen. Dieser wollte nach kurzem Gruße weitereilen, da ihn jedoch Sepp ansprach und ihm noch für seine Hilfe dankte, schloß er sich ihnen an. Zugleich freute er sich über die Gelegenheit, Sepp zeigen zu können, daß die Mirl ihn, den Franz, noch nicht vergessen habe. Doch diese beachtete ihn kaum, und als er an ihre

Seite trat, kehrte sie sich ganz ihrem Manne zu und tat, als ob Franz gar nicht anwesend wäre, so daß er herzlich froh war, als sie bei der Kirche ankamen, wo er sich von ihnen trennte.

Die Mirl suchte eines Tages Girgl auf, um ihm ins Gewissen zu reden, dabei verschwieg sie auch nicht, daß die Resi bis jetzt es mit dem Roindl Kaspar gehalten habe. Aber da kam sie schön an. Ihr Bruder machte ihr Vorwürfe, daß sie, vom Vater angegangen, nun versuche, ihn von seiner Resi abwendig zu machen und dabei sich nicht schäme, niederträchtige Lügen zu gebrauchen. Sie wies dies zurück und versicherte ihm, nur aus schwesterlicher Zuneigung gehandelt zu haben.

„Ich weiß schon, warum sie Euch nicht paßt. Brächte sie einen Sack voll Geld mit, könnte sie alle Untugenden haben und häßlich sein wie eine Kreuzhexe."

„Auf ein schönes Gesicht kommt es nicht allein an," bemerkte Mirl, „niemand verlangt von Dir, Du sollst Dir eine Unsaubere nehmen."

„Was hat der Pscheidter Heiner von all dem Geld, das die Seine ins Haus gebracht hat? Nicht anschauen tut er sie, er fährt mit dem Knecht zur Kirche, sie läßt er zu Fuß gehen, weil er sich ihrer schämt. Den ganzen Tag läuft er auf der Jagd

herum, um zu vergessen, was für einen Trampel er zu Hause hat."

Mirl fuhr entrüstet auf: „Der Heiner soll sich schämen! Wie sein Weib ist, hat er vor der Hochzeit auch gewußt. Davonlaufen hätt' er müssen von der Wirtschaft, der Tropf, der Elendige! Da war ihm das Geld der Moni gefunden. Wenn er schon keine Freud' zu ihr hat, soll er sie wenigstens nicht so wegwerfend behandeln. Die Wirtschaft hat er gerettet mit ihrem Gelde. Im Wirtshaus läßt er sich's jetzt wohlgehen und spielt überall den Großen mit ihrem Gelde."

„Trotzdem ist er der unglücklichste Mensch," versuchte Girgl zu verteidigen.

„Der hat's notwendig, vom Glück zu faseln! Soll zufrieden sein mit dem, wie er es jetzt hat!"

„Er hat mir oft gesagt, lieber möchte er nur Erdäpfel essen und sich's sauer sein lassen, wäre nur ein rechtes Weib im Hause."

Mirl lachte auf. „Der und arbeiten? So ein Faulenzer! Kennst Du das nicht, wo hinaus er will? Der sähe es nur gerne, wenn es auch Dir schlecht ginge. Darum redet er Dir zu, die Resl zu nehmen, damit Du von Anfang an in Schulden säßest und nicht wüßtest, wo aus und wo ein."

„Was, den Heiner willst Du mir verdächtig machen?“

„Halt nur alles mit Deinen guten Freunden und glaub' ihnen alles, zuletzt, wenn es Dir schlecht geht, wirst Du allein und nicht der Heiner das Bad austrinken müssen.“

Mirl unterließ es bei keiner Gelegenheit, um seinen Starrsinn zu brechen. Alle Basen und Vettern der ganzen Verwandtschaft machten Girgl Vorstellungen, um „die Schand“ abzuwenden. Aber Girgl war der Sohn seines Vaters. Nur sein Bruder Toni schien keinen Anteil an der Sache zu nehmen, suchte vielmehr seinen Vater zu beruhigen: „Laß ihn heiraten, wenn er es nicht anders haben will!“

Die Eltern der Resi waren nicht wenig stolz auf den zukünftigen Schwiegersohn und mit Vorsatz bemerkte ihre Mutter den Leuten gegenüber: „Geld bekommt sie nur wenig, aber eine Ausstattung soll das Mädl kriegen, daß sie vor der reichsten Bäuerin nicht zurück zu stehen braucht.“

Als der Kislinger davon vernahm, drohte er, den Girgl zu enterben, wenn er mit der Resi nicht sofort breche. Darauf ging er zum Gemeindevorsteher, um diesen zu bestimmen, die Heiratsbewilligung seinem Sohne zu verweigern.

Um jene Zeit — es war noch vor dem Jahre 1848 — mußte in Bayern die Bewilligung zum Heiraten bei der Gemeinde angesucht werden. Einen armen Teufel ließ man erst spät oder gar nicht heiraten, um die Vermehrung des armen Volkes, welches der Gemeinde zur Last fallen konnte, so viel als möglich zu verhüten. Daher gab es um jene Zeit in jedem Dorfe eine Menge „alter Burschen". Daß diese keine Heiligen waren und zur Hebung der Tugend im Lande durch uneheliche Kinder nicht beitrugen, geben selbst die zu, welche von der guten alten Zeit so viel Schönes und Gutes zu berichten haben.

Girgl stand am Scheidewege. Daß sein Vater wegen der Enterbung Wort halten werde, bezweifelte er nicht im geringsten. Da gab es nur ein Entweder—Oder. Es war ihm zwar sehr schwer zumute, wenn er bedachte, von dem Hofe scheiden zu müssen, auf dem er aufgewachsen und der von Rechts wegen ihm gebührte; allein die Liebe zu seinem Mädchen siegte. Er hoffte, Resi werde über seinen Entschluß hoch erfreut sein, aber er täuschte sich. Als sie vernahm, sie könne nicht Kislingerbäuerin werden, machte sie ein saures Gesicht, und als er ihr beteuerte, er werde treu zu ihr halten, hatte sie wenig zu erwidern. Eines

Enterbten Weib zu werden, darauf war ihr Sinnen und Trachten nicht gerichtet. Wäre er nicht blind gewesen, er hätte merken müssen, wie es um ihre Liebe stand. Die Eltern der Resi machten ihr Vorwürfe, da sie den Girgl fast abstoßend behandelt hatte.

„Wenn ich nicht Kislingerbäuerin werden kann, dann hilft mir seine Lieb' so nichts," antwortete sie ganz trotzig.

Doch ihre Mutter setzte ihr auseinander, die Enterbung sei sicher nicht so ernst gemeint, wenn sie nur einmal verheiratet seien, werde sich der Zorn des Kislinger schon nach und nach legen.

„Dem Alten kann man es schier nicht übel nehmen, wenn er so aufgebracht ist. Wär' ich an seiner Stell', wer weiß, ob ich anders handelte."

„Hilf nur dem alten Draken auch noch zu!"

Vor Zorn stampfte Resi mit dem Fuße. Doch die Mutter suchte sie zu beschwichtigen. „Du darfst jetzt nicht aufbegehren über einen von den Kislingerleuten, und kommt jemand und sagt Dir dies und jenes über sie, was Dich aus der Haut treiben möchte, nur nicht mucksen, still dreingehen! Anders ist's gefehlt. Wirst sehen, damit kommst Du besser zum Ziele."

„Ist schon recht," antwortete Resi, „aber mit dem Alten ist nichts anzufangen."

„Man sieht, Du bist halt noch jung. Es wäre doch verhext, wenn man den Alten nicht auf seine Seite brächte, alle Leute kann man für sich gewinnen, aber recht anstellen muß man es. Es heißt nicht umsonst, ein Weib wickelt jeden Mann um den Finger. Jetzt schau nur, daß Dich der Girgl heiratet, das andere wird sich finden. Und selbst, wenn er ihm den Hof nicht gibt, ein schönes Geld muß ihm von seiner Mutterseite aus ausgezahlt werden."

Von nun an wandte Resi alle ihre Künste an, um Girgl an sich zu fesseln. Als ihre Mutter ihn eines Abends in seliger Freude neben der Resl auf der Ofenbank sitzen sah, da sprach sie unwillkürlich, lauter, als sie wollte, die Worte vor sich hin: „Ist eigentlich doch ein rechter Potsch." Erschrocken fuhr Resi auf und blickte ihre Mutter zornfunkelnd an. Allein der Girgl fragte verwundert: „Was hast Du auf einmal?" Er hatte nichts gehört. Eines Tages führte er die Entscheidung herbei, er trat vor seinen Vater hin und sagte mit bewegter Stimme: „Vater, ich weiß, es wird Euch nicht recht sein, aber ich kann nicht anders. Ich werde die Resl heiraten."

Erwartungsvoll setzte er aus. Nun mußte ein Donnerwetter über ihn losgehen. Aber der Alte nahm eine eiserne Miene an und sagte mit Selbstbeherrschung: „Du weißt, ich spiel mit meinem Worte nicht. Was gesagt ist, ist gesagt. Von mir hast Du nichts mehr zu erwarten, wir zwei haben ausgeredet mitsammen. Du gehörst nicht mehr auf den Kislinger Hof. Geh!“

Da senkte Girgl den Kopf, packte seine Sachen zusammen und verließ starren Sinnes das Vaterhaus. Waldl, der Haushund, der auf dem Hofe der Ruhe pflegte, sprang auf und wollte Girgl begleiten, doch dieser stieß ihn mit barscher Stimme zurück. Da blieb der Hund stehen und sah verwundert dem Scheidenden nach.

Girgl ging zum Vorsteher, um die Heiratsbewilligung einzuholen, aber nicht mit freudigen Gefühlen, wie er sichs vorgestellt hatte. Der Vorsteher tat anfangs auf das Ansuchen Girgls gar nicht dergleichen, sondern sprach zunächst von gleichgültigen Dingen.

„Du hast doch den Wastlberger gekannt? Sein Vater hat sich halb tot gearbeitet und hat die Wirtschaft zusammen gerichtet, wie es weit und breit keine gegeben hat. Doch der Junge hat nichts.“

„Weil er alles verspielt und vertrunken hat," meinte Girgl.

„Kann schon sein," bemerkte der Vorsteher in seiner ruhigen und trockenen Art. „Aber ich habe ihn noch gekannt, wie er ein ordentlicher Mensch war. Da hat er gearbeitet für zwei, keine Maß Bier getrunken und keine Karten angerührt. Er hätte die Köppl Nani nehmen sollen, ein sauberes Weiberleut und tüchtig in der Wirtschaft. Doch er war ganz verschossen in die Brodner Gretl. Was er an dieser fand, begriff kein Mensch; keinen Kreuzer Geld, ein faules, schlampiges Ding, ja, wenn sie noch ein sauberes Gesicht gehabt hätte. Bald nach der Heirat ist's angegangen. Die Gretl ist nur so herumgelehnt, vom Arbeiten keine Spur, hat gleich die große Bäurin spielen wollen, hat im Haus mit den Dienstboten herumgeschrieen, ohne etwas zu verstehen. Dem Bauer gefiel es nicht mehr zu Hause, weil nichts in Ordnung war und nichts zusammengehen wollte. Er fing zu trinken an und kam immer tiefer in die Schulden hinein."

„Warum erzählt Ihr mir das?" fragte Girgl. „Das schaut ja aus, als ob Ihr mir wegen der Resl zu Gehör reden wolltet."

Der Vorsteher schüttelte den Kopf. „Ich habe mich nur zufälligerweise daran erinnert."

Girgl wiederholte seine Bitte. Der Vorsteher sah ihm nachdenklich ins Gesicht, dann sagte er: „Nein! Die Bewilligung bekommst Du von mir nicht. Das bin ich meinem Gewissen schuldig."

Als Girgl deshalb sich zornig abwenden wollte, faßte ihn der Vorsteher bei der Hand und sagte, um die Abweisung zu mildern: „Ich meine es Dir nur zum Guten. Wenn Du glaubst, Du müßtest die Resi haben, so wart' wenigstens ein Jahr. Hast Du sie so gern, wie Du meinst, so ist das eine kurze Zeit, und doch auch lang genug, um einander besser kennen zu lernen. Vielleicht wirst Du bis dahin ganz anders denken als heute, wirst mir vielleicht noch für den Rat danken. Schau an," wiederholte er wohlwollend, „ein Jahr ist nicht lange."

Der Vorsteher hatte im väterlichen, eindringlichen Tone gesprochen und seine Worte waren nicht ganz ohne Eindruck auf Girgl geblieben. In demselben Augenblick trat Agnes, die Tochter des Vorstehers, ein. Girgl hatte früher ihre Zuneigung zu ihm wohl gemerkt, aber dann hatte die Resi sein ganzes Sinnen und Trachten gefangen genommen.

„Jetzt geht mir ein Licht auf, warum der Alte so gesprochen," dachte sich Girgl, empfahl sich kurz und sah nicht den Blick, den die Agnes ihm nachsandte.

Verstimmt über die Abweisung schritt Girgl ziellos dem Walde zu. Man ließ ihn nicht heiraten! Was nützte da all' seine Liebe. Auswandern!

Wie eine Rettung in der Not griff er den Gedanken auf. Nach Amerika wollte er mit seiner Resl auswandern, dort brauchte er niemanden erst bitten und betteln, um zu seinem Glück zu gelangen. Schon wollte er umkehren, um ihr seinen Entschluß mitzuteilen. Da traf er den alten Hanicher, den Sensenhändler, welcher auf einem Moosrasen am Wege ausruhte. Die Kraxe mit den Sensen hatte er neben sich gestellt. Hanicher war in der ganzen Gegend, im Böhmerwald und dem anstoßenden Bayern, überall wohlbekannt, denn zur Zeit vor der Heuernte stellte er sich regelmäßig mit seiner Ware ein. Hanicher begrüßte Girgl und fragte ihn, wie es auf Haus und Hof zugehe. Da Girgl ausweichend antwortete, merkte der Händler gleich, daß etwas nicht in Ordnung war. Seine Neugierde ließ ihn nicht ruhen, den Grund herauszubohren. Machte er doch bessere Geschäfte, wenn er alle Neuigkeiten der ganzen Gegend wie in einer Auslage zur Schau vorlegte. Waren seine Kunden nicht kauflustig, dann zog er das Schnurrwerk seiner Erzählungskunst voll auf, flocht einzelne Huderln ein, von denen er wußte,

daß sie unbedingt Gefallen fanden. Gewöhnlich hatte er nicht mehr notwendig, plötzlich das Gesicht zu verziehen und über den schlechten Geschäftsgang zu klagen, um das Eis zu schmelzen.

„Heuer habe ich eine Ware," sagte er zu Girgl, „wie ich sie noch nie gehabt habe. So gute Sensen! Die Steine könnte man in der Mitte auseinanderschneiden mit ihnen."

Er nahm eine Sense von der Kraxe.

„Schau her, wie sich diese biegt!" Er faßte die Sense mit beiden Händen, und indem er mit denselben die Bewegungen des Biegens nachahmte, schien es wirklich, als ob die Sense sich mit Leichtigkeit böge.

„Eine gute Sense!" sagte Girgl halb zerstreut und zeigte keine weitere Anteilnahme.

Hanicher blickte Girgl scharf in die Augen, und da er wußte, bei Leuten solchen Schlages sei es nicht notwendig, erst lange Umwege zu machen, fragte er ganz unvermittelt: „Girgl, mit Dir ist etwas los."

„Was soll denn los sein?" fragte dieser.

Dabei dachte er sich: „Wie es doch nur Leute gibt, die einem das gleich ankennen."

„Macht nichts," erwiderte Hanicher trocken, „ich muß ja nicht von allem wissen."

Da teilte ihm Girgl alles mit, was ihm am Herzen lag. Hanicher hörte aufmerksam zu und sagte zum Schluß: „Jetzt hängt es von Dir ab, ob das Spiel aus ist oder nicht."

„Du meinst ‚ich soll nach Amerika?"

„Nicht nach Amerika! Brauchst gar nicht in die weite Welt und kannst doch heiraten!"

Die Augen Girgls hingen neugierig am Munde des Händlers.

Hanicher fuhr fort: „Vielleicht hast schon vom Künischen in Böhmen drinnen gehört?"

„Wo die Freibauern sind?"

„Schau hin auf den Berg mit den zwei Gipfeln!" Hanicher zeigte auf den Osser.

„Der Osser!"

„Der gehört zum Künischen. Siehst, lauter solche Berge gibt's dort, und Schnee gibt's dort im Winter — haushoch, wenn's recht wachelt. Wenn da einer im Winter auf der Höh' stirbt, tragen ihn seine Leute auf den Boden, wo er bis zum Frühjahr bleibt, weil es unmöglich ist, bei dem Schneegmenter ins Tal zu gelangen."

Doch das war es nicht, was Girgl wissen wollte. Hanicher merkte das und fuhr fort:

„Da gehst nach Seewiesen zum Oberrichter, läßt ein paar silberne Knöpfe springen, dann schreibt er

Dir entweder Seewiesen, Hammern oder Eisenstraß als Heimat vor, und Du kannst heiraten!"

Der Kislinger gab sich den Anschein, als ob ihn der Bruch mit seinem Sohne nicht im geringsten berührt hätte. Es gab ihm aber einen Riß, als er Girgl zum Hoftore hinausschreiten sah. Nur der Gedanke beruhigte ihn, daß dieser die Heiratsbewilligung nicht erhalten werde.

„Wird ein paar Tage herumtrutzen, vielleicht bei einem fremden Bauer Dienste nehmen, zum Schlusse aber, wenn er seinen Fehler eingesehen, reuevoll heimkehren."

Als Mirl von der Abweisung Girgls erfuhr, ersuchte sie die Stornerin, ihn zur Rückkehr ins väterliche Haus zu bewegen. Diese lauerte Girgl auf, und als sie ihn allein traf, redete sie ihm auf alle mögliche Weise zu, sich mit dem Vater auszusöhnen. Und siehe! Girgl sagte zu, aber nur, um die Mahnerin abzuschütteln. Freudestrahlend eilte sie auf den Kislingerhof und meldete Girgls Sinnesänderung.

„Soll meinetwegen tun, was er will, ist mir ganz gleich," sagte Kislinger grimmig; innerlich war über diese Wendung niemand froher als er. Aber das durfte er doch nicht zeigen. Ganze Nächte

hatte er nicht schlafen können über die „Schande", die ihm sein Sohn angetan, indem er sich mit so einem „Band", wie er die Resl nannte, abgab. Es wurde Abend. Kislinger blickte zum Fenster hinaus, allein kein Girgl ließ sich sehen, der Alte wurde ungeduldig, er ging auf die Grät, um nach ihm auszuschauen, doch vergebens. „Wird sich schämen, bei Tag zu kommen," dachte er sich. Es wurde dunkel, das Spanlicht brannte am Tische, da hörte er Tritte, der Alte fuhr auf, bald hätte er seine Erwartung vor den andern verraten, rasch setzte er sich wieder und versuchte vergeblich einen finsteren Ausdruck anzunehmen. Gespannt richtete er seinen Blick auf die Tür. Dieselbe öffnete sich und herein trat der Inwohner, der von Neukirchen verschiedene Sachen für den Bauer geholt hatte. Da hielt es Kislinger nicht länger mehr aus, er nahm den Hut und ging ins Gasthaus.

Der Rat Hanichers war auf fruchtbaren Boden gefallen. Girgl wanderte eines Tages nach Seewiesen. Die künischen Dörfer hatten vor dem Jahre 1850 noch eigene Vorrechte, unter anderem für manche Fälle ihre eigene Gerichtsbarkeit. Noch heute heißt ein Hof in Seewiesen der Oberrichterhof. Girgl begab sich zum Oberrichter und trug ihm sein Anliegen vor und bat ihn, er möge

ihm das Heimatsrecht in einem der küniſchen Dörfer verleihen.

„Willſt heiraten?“ fragte der Oberrichter. „Laſſen ſie Dich nicht in Deiner Heimat? Du irrſt Dich, wenn Du glaubſt, wir nehmen jeden Taugenichts auf.“

„Oho!“ fiel ihm Girgl zornig ins Wort, „ich ſtamm von einem Hofe, der leicht größer iſt, als der Deinige und gefehlt wird es für die Gemeinde auch nicht ſein, die mich aufnimmt.“

Gleichſam als Beſtätigung ließ er in ſeiner Taſche die Silbertaler ſpielen. Der Oberrichter wurde nun gemütlicher und zum Schluſſe ſtellte er ihm einen Schein aus, wonach Girgl nach E. zuſtändig ward.

Freudig nahm er ſein Halstuch herunter, wickelte den Schein damit ein und ſteckte ihn in die Rocktaſche. Nun konnte er heiraten. Die Bewohner von E. waren nicht wenig erſtaunt, als in ihrer Kirche ein wildfremdes Paar aufgeboten wurde. Niemand konnte ſich erinnern, jemals den Namen Kislinger gehört zu haben. Nach der Hochzeit begab ſich das Paar wieder in die alte Heimat. Girgl hatte gemeint, ſei er nur einmal verheiratet, dann müſſe er mitten im Glück ſitzen, und hatte ſich die Zukunft ſonnig und wolkenrein ausgemalt.

Allein das Glück kehrte an der Schwelle wieder um, dafür pochte zuerst leise, dann immer lauter die Sorge an. Zunächst begab sich Girgl auf den Kislingerhof, um den ihm gebührenden Anteil vom Vater zu fordern. Dieser aber kehrte ihm einfach den Rücken und verschwand in der Kammer. Ratlos sah ihm Girgl nach. Da trat sein Bruder in die Stube. Diesem klagte er seine Lage. Doch dieser zuckte nur die Achseln und meinte kalt: „Da bist Du selber schuld daran.“ Da trat Kislinger an die Türschwelle und rief Anton und sagte dann zu ihm, nachdem er die Kammertür halb geschlossen hatte: „Sag dem da draußen, daß er am Kislinger Hof nichts zu suchen hat.“

Eine Bitterkeit, wie er sie noch nie gefühlt, überkam Girgl. Toni trat aus der Kammer und sagte: „Wirst wohl so gehört haben, was der Vater will.“

Als er sah, wie seinem Bruder zumute war, meinte er: „Hättest früher einsehen sollen, was für ein dummes Stückl Du mit Deiner Heirat angefangen hast, wäre dann nicht notwendig, daß Du um ein paar Taler betteln kommst.“ „Sag' mir das nicht! Von Dir hab' ich nichts verlangt.“ Damit schritt Girgl zur Tür und schlug sie beim Verlassen ergrimmt zu, daß es im ganzen Hause

hallte. Girgl zog mit seinem Weibe gegen Deggendorf, wo er sich in einem Dorfe als Inwohner verdingte.

„Macht nichts," dachte er sich, „das Arbeiten bin ich gewöhnt, mit der Zeit wird es mir schon besser gehen."

Allein Resi war mit diesem ruhigen Dreinschicken ganz und gar unzufrieden. Sie hatte gehofft, als große Bäurin im Hauswesen nur anordnen und ein bequemes Leben führen zu können, statt dessen mußte sie fleißig zugreifen und selbst die gröberen Arbeiten verrichten. Sie bat Girgl, er möge nach Hause schreiben, der Schwester natürlich, und ihr schildern, wie schlecht es ihnen erginge, wie die Not aus allen Ecken hervorschaue. Doch davon wollte Girgl nichts wissen. „Das ist ja nicht wahr," sagte er, „wir haben unsern Verdienst, plagen muß man sich freilich darum, aber von einer Not ist keine Rede.

„So!" erwiderte sie ganz aufgebracht.

„Dieses Leben gefällt Dir noch! Mußt arbeiten wie ein Hund für fremde Leute, Du vom Kislingerhof, der Dir gehört von Rechts wegen!"

„Der geht uns nichts mehr an. Wir müssen schauen, wie wir uns ohne ihn durchbringen."

„Aufs Gericht ging ich an Deiner Stelle und täte fordern, was mir gehört.“

„Wenn ich was zu fordern hab', das krieg ich noch immer. Der Vater tät lachen, käm' ich jetzt schon um eine Beihilfe. Das tu' ich nicht und müßt' ich mir durch Steinschlegeln das Brot verdienen.“

„Bist ein Trotzschädl,“ sagte Resi.

„Wär' ich dieser nicht, so hätt' ich mich von den Meinigen überreden lassen, eine andere zu heiraten.“

Er hoffte, sie durch diese Bemerkung zu begütigen, sie jedoch erwiderte: „Wär vielleicht eh gescheiter gewesen für mich und Dich.“

Girgl machte große Augen, an eine derartige Wendung hatte er nicht gedacht.

„Schau mich nur an!“ sagte sie, als er nichts erwiderte, „es ist mein ganzer Ernst.“

„Ist das Deine Liebe?“

„Lieb' hin, Lieb' her, wenn man nichts hat als nur Plag' und immer nur Plag'.“

„Hättest Du es vielleicht besser, wenn Du einen Inwohner geheiratest hättest?“

„Schlechter auch nicht.“

„Du hast getan, als wär' ich Dir alles.“ Da lachte sie höhnisch auf und wandte sich von ihm ab.

Girgl hatte genug gehört und noch mehr herausgefühlt.

Das also war die Resi, um derenwillen er auf seines Vaters Hof verzichtet und dafür das Leben eines Taglöhners eingetauscht hatte! Ihre Liebe nichts als Verstellung! Umsonst suchte er diesen Gedanken zu verscheuchen. Um ihn abzulenken, arbeitete er wie ein Pferd. Der Bauer, bei dem er im Dienste stand, machte große Augen, denn solch ein eifriger Inwohner war ihm noch nie untergekommen. Dabei wurde Girgl immer einsilbiger und achtete nicht auf die Gespräche der andern. Diese fingen an, über ihn Bemerkungen zu machen. Es ärgerte sie, daß unter sie ein weißer Arbeitsrabe geflogen kam, der ihnen vom Bauer als lästiges Vorbild aufgestellt wurde.

„Er hat's nicht recht im Kopf," meinte der langsame Lorenz. „Er redet nichts, er deutet nichts, dabei arbeitet er wie ein Wilder. Habt ihr schon solche Leute gesehen? Ich sag's noch einmal, der hat's nicht recht." „Ei, was Du nicht alles weißt?" fiel ihm die flinke Moni ins Wort. „Was wird es sein? Das Arbeitsfieber hat er." Indem sie lustig auflachte, setzte sie hinzu: „Gelt, das kommt bei Dir niemals vor?"

Eines Tages bekam er einen Brief von seiner

Schwester, in welchem sie ihm mitteilte, daß der Vater plötzlich gestorben sei. Der Schlag hatte ihn getroffen. Girgl machte sich sofort auf den Weg. Sein Weib begleitete ihn. Während Girgl an sich halten mußte, um seine Betrübnis zu verbergen, zeigte Resi unverhohlene Freude über den Tod des alten „Drachen". Dies verletzte Girgl auf das tiefste. Als sie daher fortfuhr, über den Verstorbenen bissige Bemerkungen zu machen, gebot er ihr, zu schweigen. Sie kehrte sich nicht daran, sondern fing den Toten zu lästern an. Da geriet Girgl in Wut, faßte sie bei den Haaren und schlug sie. Girgl setzte seine Wanderung fort, Resl blieb stehen und machte Miene, umzukehren. Als er sich aber immer weiter entfernte, folgte sie ihm langsam nach. Als Girgl in seine Heimat kam, besuchte er zuerst den Friedhof. Vor einem frisch aufgeworfenen Hügel stand er lange Zeit. Er versuchte zu beten, aber seine Gedanken flogen wirr durcheinander.

„Hätte er doch seinem Vater gefolgt, wie glücklich könnte er sein!

Da warf er sich auf das Grab nieder und während heiße Tränen über die Wangen rollten, flüsterte er: „Vergib mir, Vater!" Nach dem Vermächtnisse bekam Toni die Wirtschaft. Girgl war

nicht enterbt, aber sein Anteil war nicht ihm, sondern seinen Kindern vermacht. Zu dem Schreiber, der den letzten Willen verfaßte, hatte er auf die erstaunte Frage, warum er dem Girgl nicht beerben lasse, erwidert: „Die Resl wird ihn ohnehin bald unter das Grab bringen.“ Daß dieser etwas von seinem Gute zufallen könnte, wollte er vermieden haben.

Als sich Resi um die Früchte ihrer Erwägungen gebracht sah, verbitterte sie Girgl das Leben auf alle mögliche Weise. Eine kleine Besserung schien mit der Geburt eines Sohnes einzutreten. Der kleine Hans war nun seine ganze und einzige Freude. Je mehr sich sein Gemüt von seinem Weibe abwandte, desto mehr mußte ihn sein Liebling entschädigen. Eines Tages kam Girgl außer Atem, das Kind am Arm, zu Mirl; seine Augen glühten und das Gesicht war vor Zorn gerötet. Mirl nahm ihm den Hans vom Arm, setzte ihn auf den Tisch und fragte besorgt: „Was gibts denn?“

Girgl ließ sich auf einen Stuhl nieder und blickte ganz verstört vor sich hin.

„So rede doch!“

„Ich hätte mein Weib bald erschlagen.“

„Jesus, Maria und Josef!“ schrie Mirl und schlug die Hände zusammen.

Girgl sprang erregt auf und ballte die Fäuste: „Nimmer unter die Augen darf sie mir kommen, sonst gibts ein Unglück. Die Schand, die Schand! Am liebsten lief ich noch einmal hin und machte sie kalt.“

Mirl faßte ihn bei den Armen: „Girgl, bei Deiner Seligkeit!“

„Ich hab' so schon die Höll' auf Erden! Ist das ein Weib? Dem Roindl läuft sie nach.“

„Siehst Girgl, vor Deiner Hochzeit hast Du mir nicht glauben wollen, wie ich Dich wegen Roindl gewarnt habe.“

„Diesmal ist der Roindl nicht schuld, er hat so eine, er hat die Resi zurückgewiesen und hat sie stehen gelassen. Nein, so einen Schandenfleck zum Weib zu haben, das sich einem andern an den Hals wirft! Erschlagen hätt' ich sie, wenn ihr nicht die andern zur Hilf' gekommen wären.“

„Gott sei Dank, daß kein größeres Unglück geschehen ist!“ meinte Mirl und atmete erleichtert auf.

„Aber das sag ich, die Geschicht ist noch nicht aus.“

„Nein, Girgl, Du mußt nicht so reden. Schau sie nimmer an und laß sie grade tun, was sie will.“

„Du hast leicht reden, weißt nicht, wie's da

drinnen kocht und siedet. Eins von uns beiden muß draufgehen!“

In diesem Augenblick fing das Kind zu weinen an. Nachdem Mirl dasselbe beruhigt hatte, sagte sie: „Girgl, komm her und sieh diesen unschuldigen Tropf an. Es wird dem Buben, ist er einmal groß, hart genug ankommen, wenn er anhören muß, was für ein Luder seine Mutter ist. Dann wird er umsomehr zu Dir halten und Gott danken, daß er wenigstens einen rechtschaffenen Vater hat. Girgl, ich bitte Dich, erhalte dem Kinde den ehrlichen Namen seines Vaters.“

„Arm's Hascherl,“ sagte Girgl tonlos, „warum bist Du eigentlich auf der Welt?“

„Laß nur gut sein,“ entgegnete Mirl, „wer weiß, welche Freude Dir der Bub noch machen wird.“

„Ich bitte Dich, nimm Dich des armen Wurmes an, verlaß ihn nicht!“ bat Girgl.

„Auch Du bleibst bei uns!“ antwortete Mirl ganz bestimmt.

Am nächsten Tage war Resl verschwunden. Sie hatte sich, aus Furcht vor Girgl, zu einer Base begeben, welche einige Stunden weit weg wohnte.

Eine Zeit darnach fand das Begräbnis eines Verwandten in Neukirchen statt. Nach demselben

gingen alle ins Gasthaus, um einen Imbiß zu nehmen. Nach alter Gewohnheit blieben die meisten bis gegen Abend sitzen. Als die Dämmerung hereinbrach, besannen sie sich, daß es Zeit zum Nachhausegehen wäre. Als Girgl bemerkte, daß sein Bruder Anton sich dem Buchbauern anschloß, blieb er absichtlich zurück. Alle Zureden, mitzukommen, halfen nichts. Da die andern hinlänglich seinen Eigensinn kannten, so gaben sie sich nicht lange Mühe, ihn zu überreden. Kaum waren die andern aufgebrochen, so fing ein Unwetter an, daß Girgl im stillen bereute, zurückgeblieben zu sein. Wenn er wollte, konnte er sie noch einholen.

„Aber nein, ihnen nachrennen tut der Girgl nicht."

Als er sich erhob, war es bereits finster. Ein kalter Wind wehte und machte den Weg sehr ungemütlich. Ein Glück, daß der Schnee ihn halbwegs erhellte. Girgl schritt rüstig dahin und hatte bald die Höhe erreicht. Da zog Nebel über das Gelände.

„Verwünscht!"

In der Nacht im Nebel zu wandern, ist, besonders im Winter, nicht unbedenklich. Da steigen aus Gebüsch und Wassern die grauen Geister mit langen, flatternden oder flutenden Gewändern auf,

und ſuchen heimtückiſch den Wanderer in die Irre zu führen.

Eine Weile ging Girgl auf dem ihm bekannten Wege fort.

„Wenn man mir die Augen verbände," dachte er, ſo müßte ich nach Hauſe treffen. Denn oft war er ihn gegangen, bei Tag und Nacht, in gutem und ſchlechtem Wetter.

Da fühlte er, daß er vom Wege abkam. Er ſuchte wieder auf denſelben zu gelangen, geriet aber immer mehr in den Schnee. Endlich kam er wieder auf den Weg. Erſchöpft vom Schneewaten, blieb er ſtehen und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn.

„Iſt das der rechte Weg? Der führt ja gegen Katharina zu."

Er beſchloß, umzukehren, da mußte er auf eine Kreuzung und damit auf den richtigen Weg kommen. Vorſichtig, um ſie ja nicht zu überſehen, ging er zurück. Nach einer Weile blieb er ſtehen: „Da wo muß ſie ſein." Allein er entdeckte keine Spur davon. Er blickte in die Finſternis hinein, um den Saum des Waldes zu erkennen. Doch der Nebel verhüllte alles. Er ſuchte weiter nach der Kreuzung, und da er ſie nicht fand, beſchloß er, die Richtung gegen den Wald einzuſchlagen. Die Zeit verſtrich,

aber er traf auf keinen Wald. Da blieb er stehen und rief: „Ho—cho! Ho—choo! Hojoo!“

Aber kein Widerhall gab seinen Ruf zurück. Da erkannte er, daß er in entgegengesetzter Richtung gegangen war. Er änderte sie. Wieder rief er nach einer Weile sein Hocho und Hojoo und diesmal vernahm er den Hall.

„Wer hätte das gedacht, daß man sich so verirren könnte?“

Froh schritt er weiter, bis er zum Walde kam. Er ging auf gut Glück weiter und kam zu dem Bach, der durch denselben floß.

„Weil ich nur dich erreicht habe. Wenn ich den Steg nicht bald finde, so weiß ich, dann komme ich bei den Froschhütten heraus. Ist auch nicht gefehlt, ein Umweg zwar. Macht nichts.“

Richtig, da ist der Steg! Jetzt ist das Spiel gewonnen!“

Erleichtert setzte er die Wanderung fort. Nach einer Weile dachte er: Nun heißt es achtgeben. Zuerst kommt das Marterl, dann ein Weg rechts gegen den Stangenruck. Da heißt's links halten. Nach einer Weile geht wieder ein Waldweg in die sauern Gründe hinab. Also Achtung! Richtig, da ist schon der Weg gegen den Stangenruck. Aber das Marterl? Das muß ich übersehen haben. So, in

einer halben Stunde bin ich zu Hause! Nun mußte der Weg kommen, der zu den sauern Gründen führt. Doch was ist das? Der Weg führte plötzlich bergauf. „Wie ist das möglich?“

„Jetzt weiß ich's, dieser führt beim Steinriegel vorbei.“ Von dort hatte er auch nicht weit nach Hause.

Doch plötzlich hörte der Weg auf und er stand vor wüstem Gestrüpp und Steingeröll.

„Jetzt geht die Uhr recht!“

Nun trachtete er, überhaupt aus dem Wald zu gelangen. Er fühlte, wie seine Füße matt und schwer wurden. Langsam tappte er weiter, um nicht über Baumwurzeln oder Gestein zu stolpern. Er hatte jedes Gefühl für Richtung verloren. Wie im Traum schritt er dahin.

„Wenn ich jetzt schlafen könnte.“

Endlich stand er im Freien. Zwar hemmte der Nebel jeden Fernblick, aber nun mußte er bald ein Haus erreichen. Er rief, nichts meldete sich. Ringsum tiefes Schweigen. Er ging weiter. Überall die dichten undurchdringlichen Schleier.

„Jetzt kann ich nimmer weiter.“

Er setzte sich in den Schnee, um zu rasten.

Wie das wohl tat.

„Nur einen Augenblick!“

Dann wollte er sich wieder aufraffen.

Die Augen schlossen sich. Süßer, wohliger Friede zog durch sein Gemüt. War's Wirklichkeit, war's Traum? Sein Vater, seine Geschwister standen vor ihm und blickten ihn freundlich an, an seiner Seite saß Resi und schlang ihre Arme um seinen Hals. Vor ihm lag der kleine Hans, lachte vergnügt und klatschte mit seinen Händchen und strampelte mit den Füßen. Glück, über Glück!

Am nächsten Morgen fand man, hundert Schritt vom Kislingerhof, Girgl erfroren im Schnee.

* * *

2. Teil.

An einem Nachmittag saßen der Buchbauer und Mirl in der Stube. Am Erdboden spielte der kleine Hans mit dem Mädchen des Bauers, welches gleichen Alters wie der Knabe war. Der Bauer band die Riemen einer Drischel fest, während Mirl Späne schnitt. Da trat ein ärmlich gekleidetes Weib mit einem Korb am Rücken ein und sagte das Begräbnis eines Müllers aus dem Nachbarorte an. Während es sprach, zog es das Kopftuch, so viel es möglich war, über das Gesicht und blickte dabei zu Boden. Der Bauer fuhr fast erschrocken auf: „Ist's möglich? Noch vor zwei Wochen war ich mit ihm in Neukirchen beisammen."

„Eine Lungenentzündung," antwortete das Weib.

„So kann's gehen," meinte der Bauer und blickte ernst vor sich hin.

Währenddem ging die Mirl in die Kammer, um aus der Truhe einige Handvoll Mehl zu entnehmen, die gewöhnliche Gabe für Leichenbitter-

innen. Als sie ihr das Mehl überreichte, blickte sie dieselbe schärfer an: „Je, Du bist's!“ rief überrascht Mirl aus.

„Freilich bin ich's.“

Der Bauer wurde aufmerksam: „Was, Resi! Ich hätt' Dich nicht erkannt.“

Das war auch richtig. Resl war ganz herabgekommen und plötzlich gealtert.

„Ich wäre nicht hergekommen, — Ihr versteht mich schon — aber mein Hansl.“

Sie nahm den Korb vom Rücken und stürzte dann auf den Knaben zu, herzte und küßte ihn.

„Hansl, mein Hansl!“

Doch dieser verstand davon nichts. Er hatte das Weib mit scheuen Blicken gemessen, jetzt, da es ihn liebkoste, fing er an, sich zu wehren, und da es nichts half, weinte er.

„Hansl, kennst mich nicht? Ich bin Deine Mutter.“

Doch der Knabe streckte die Arme nach der Mirl aus und rief: „Hilf mir, hilf!“

Mirl zögerte, da fing der Knabe zu schreien an. Darauf wollte sie ihn nehmen, aber da wurde Resl böse: „Was, mein Kind wollt Ihr mir nicht einmal lassen? Habt Ihr kein Herz im Leib? Hans, sei ruhig! Ich tu Dir nichts, ich bin ja Deine Mutter.“

Da glückte es ihm, sich aus ihren Armen zu entwinden, er flüchtete sich scheu zu Mirl und hielt sich an ihrem Kleide fest.

„O Gott," jammerte Resl, „mein eigenes Kind rennt vor mir davon, kennt mich nicht einmal." Dabei traten ihr die Tränen in die Augen. „Das Kind kann doch nichts dafür," erwiderte die Bäuerin, „Du hast Dich die ganze Zeit nicht um dasselbe gekümmert."

„Wie konnt ich denn? Ich hab mit mir allein zu tun gehabt. Krank bin ich gewesen, keine Seele hat sich um mich gschert, das arme Hascherl hätt' bei mir verhungern müssen, ich hab selber nichts zu beißen gehabt."

„So war es nicht gemeint, der Hansl bleibt bei uns auf jeden Fall."

„So wahr es eine Gerechtigkeit gibt," erwiderte Resl, „so wird für mich auch eine bessere Zeit kommen, dann muß der Hansl zu mir."

„Das geschieht schon nicht, mir hat ihn der Verstorbene anvertraut, er hat gewußt, warum. Hättest Du Dich anders aufgeführt, vielleicht lebte der Girgl noch, Du hast ihn ins Elend gebracht."

Da fuhr die Resl zornig auf: „Ich ins Elend gebracht hätte ihn? Erzähl lieber dem kleinen Wurm da — sie deutete auf Hansl — wer seinen

Vater verstoßen hat, erzählt ihm von seinem Nedl, was das für einer war, der seinen eigenen Buben vom Hof gejagt hat, wie man's dem geringsten Bettler nicht antut."

Der Bauer hatte bis jetzt geschwiegen, nun aber stand er auf, entschlossen, dem Auftritt ein Ende zu machen: „Es heißt immer, man soll sich mit Hexen nicht einlassen, und wahr ist's. Nicht ein Wort, das ich von Dir noch höre! Dort hast die Tür!"

Resl wollte noch erwidern, da nahm der Bauer eine drohende Stellung ein. Sie packte den Korb und verließ lästernd und lärmend die Stube.

* * *

Franz, der achtjährige Sohn des Weinfurter, öffnete vorsichtig die Tür zum Stübchen des Nedl.

„Nedl!" rief der Knirps. Doch niemand meldete sich. Da trat er ein. Während er sich im Gemache umsah, bemerkte er ein großes Buch mit schwarzen Deckeln. Es war ein uraltes Räuberbuch mit grünen, blauen, gelben und roten Bildern, in welchem der Alte häufig las und woraus er den Kindern manche Schauergeschichten erzählte. In diesem Buch blätterte der Franz immer gern und besah sich mit Scheu und desto größerer Neugierde die Gestalten, die darin in gräßlichster Weise ab-

gebildet waren. Der Alte ließ jedoch das Buch nicht gern aus der Hand, damit es nicht beschädigt würde. Es war schon eine große Gnade, wenn er es einem Nachbarn lieh. Er fragte dann regelmäßig aber nach einigen Tagen an, ob es schon ausgelesen sei.

Franz besann sich nicht lange, ergriff schnell das Buch und eilte mit seiner Beute durch den Garten zum Bache, hinter das Erlengebüsch, wo er einen versteckten Spielwinkel hatte.

Hier wollte er sich nach Muße und ungestört an den Bildern ergötzen. Er hockte nieder, schlug das Buch auf den Knien auf und betrachtete die Bilder mit der größten Aufmerksamkeit. Nach einer Weile hob er den Blick und ließ ihn über die Wasserfläche des Baches gleiten. In demselben Augenblick schwamm langsam eine große Forelle heran und hielt ganz in der Nähe des Knaben stand.

„Warte nur, Dich werde ich bald haben," dachte sich Franz, legte behutsam das Buch beiseite und duckte sich vor. Ein rascher Griff und der Fisch war gefangen. Aber was war das? Ein Platsch, und der Knabe lag im Wasser. Er hatte sich zu stark vorgebeugt, hatte das Übergewicht bekommen und war hineingestürzt. Eine Überraschung zwar, aber der Knabe nahm sie gleichmütig hin, am Ufer schüttelte er sich, zog den Rock ab, er selber

wollte sich an die Sonne legen, um den Leib zu trocknen. Doch wo war das Buch? Er suchte am Boden. Es war verschwunden. Da erblickte er es im Bache. Heiliger Gott, das kann gut werden! Schnell fischte er es heraus. Wie ein Verbrecher stand er da und hielt ratlos das triefende Buch in der Hand. Der Schatz des Nedl, sein ganzer Stolz, war verdorben! Er blätterte hastig, um zu sehen, ob die Bilder noch zu erkennen wären. Gottlob, die Farben waren unbeschädigt. Franz überlegte. Keile setzte es auf jeden Fall. Er dachte auch gar nicht daran, denselben zu entgehen. Eine Ausrede suchen? Nein! Daß es ihm wieder so erginge, wie vor einigen Wochen. Er hatte ein Bäumlein aus Unvorsichtigkeit umgebrochen. Als seine Mutter ihn fragte, wer es gewesen sei, machte er einen schüchternen Versuch, zu leugnen. Aber die Mutter ließ ihn nicht ausreden: „Bub, lüg' nicht! Du bist zu dumm und zu aufrichtig dazu." Er dachte sich zwar: „Das Gescheiteste ist, Du gehst gleich hin, läßt Dir die Tracht geben und hast dann Deine Ruhe, aber er ging ungemein langsam dem Hause zu und blieb häufig stehen.

„Wenn ich aber das Buch versteckte? Nein, das darf man nicht tun."

Da holte ihn das Verhängnis ein.

„Bub, was haſt Du für ein langſames Getue und was trägſt Du im Arm?“

Der Großvater war es. Franz ſenkte den Kopf und wollte das Gewitter über ſich ergehen laſſen. Der Uedl kam näher, er bemerkte, wie der Knabe triefte: „Was iſt's mit Dir, biſt gar ins Waſſer gefallen? Doch was haſt Du da? Mit einem Griff hielt er das Buch in der Hand.

„Bub, wie kommſt Du dazu?“

Nun geſtand Franz alles. Die Augen des Großvaters blitzten zornig auf, ſchon hob er die Hand zum Schlage, doch plötzlich ließ er ſie ſinken. Prügel verdiente der Bub, das war ſicher. Aber war es nicht ein Glück, daß er das Buch mitbrachte? Wenn es im Bach läge, kein Menſch dächte daran, es dort zu ſuchen. Während der Uedl zankte, war er herzensfroh, ſein Buch wieder zu haben. Seine Worte klangen deshalb auch gar nicht ſo böſe, ſo daß der kleine Franzl ganz gemütlich neben dem Uedl dahinſchritt und ebenſo gemütlich die ganze Strafpredigt anhörte. Erſt als dieſer ihn aufforderte, die Kleider zu wechſeln, ſprang er davon. Nachdem er ſich umgezogen, eilte er auf den Dorfplatz und teilte ſein Erlebnis den andern Knaben mit. Dieſe lachten über die „gebadeten Räuber“. Ein Knabe wußte, daß die Räuber ſich nie waſchen,

welche Neuigkeit von den übrigen Knaben mit großem Verständnis aufgenommen wurde. Ein anderer erzählte von einem Räuberhauptmann, der nur die Reichen und Geizigen ausraubte und die Armen beschenkte.

„Da hätte ich auch mitgetan," meinte der Spuchtl Karl.

„Ich auch! Ich auch!"

„Weißt was, spielen wir Räuber."

Damit waren alle einverstanden.

„Wer wird der Hauptmann sein?"

„Du, Hansl, mußt es sein!"

„Wenn Hansl Euer Hauptmann wird, spiel ich nicht mit," rief der Kislinger Seppl aus.

„So, warum? Er hat Dir doch nichts getan?" fragte verwundert ein Knabe.

„Er möchte gern selber Hauptmann sein," fiel ein anderer ein. „Dich wählen wir schon nicht."

„Nicht wahr ist's! Ich will gar nicht Hauptmann sein," verteidigte sich Seppl.

„Was hast Du dann gegen Hansl?"

„Mein Vater will nicht, daß ich mit dem Hansl etwas zu tun habe. Resi, seine Mutter, und ihre ganze Sippschaft sind ihm von der Seel aus zuwider."

Seppl fing zu schimpfen an und gebrauchte alle

Bezeichnungen, welche sein Vater für seine Schwägerin im Munde führte. Da hielt Hansl nicht länger an sich und walkte den Lästerer mit seinen Fäusten durch. Dieser rief die andern um Hilfe, doch kein Arm erhob sich für ihn, im Gegenteil, die Knaben betrachteten wohlgefällig das Schauspiel. Endlich glückte es Seppl, den Fäusten seines Gegners zu entrinnen. Scheltend und weinend trollte er nach Hause.

„Recht hast ihm getan."

„Noch mehr hättest Du ihn hauen sollen!"

„Du hast ihn zu bald ausgelassen."

Allein Hansl fühlte sich gedrückt. Wider seinen Willen trat eine Träne in die Augen. „Was hast Du auf einmal?" fragten die Knaben verwundert. Nach einem solchen Siege Tränen, das war ihnen unbegreiflich.

„Jetzt könnten wir mit dem Spiel anfangen," schlug Franz vor. „Hansl, Du kannst unser Hauptmann sein."

Dieser jedoch schüttelte den Kopf und ging davon. Verblüfft schauten ihm die Knaben nach. Er begab sich in den Garten des Buchenhofes, warf sich auf das Gras und weinte bittere Tränen.

Warum? Das wußte er nicht.

* * *

Jahre waren vergangen.

Pfingſtzeit.

Moni, die Magd beim Halm, ſprang vom Fußboden auf, den ſie für den kommenden Feiertag aufwuſch, eilte zum Fenſter und blickte mit ſtrahlendem Geſicht hinaus.

„Was gibt es?“ fragte die Bäuerin, die am Herde Feuer anmachte.

Die Magd gab keine Antwort. Da ſie ſich nicht vom Fenſter entfernte, trat die Bäuerin neugierig hinzu. Die Magd jedoch kehrte ſich haſtig um und wollte, ganz hochrot im Geſicht, ihre Arbeit wieder aufnehmen.

„Hab' nur ſehen wollen, was für ein Wetter morgen wird,“ ſagte ſie ſtockend.

Die Bäuerin hatte aber noch zur rechten Zeit bemerkt, wie ein ſtattlicher Reiter auf einem Hengſt in den Buchenhof einbog. Sie lachte, dann ſagte ſie: „So, ums Wetter kümmerſt Du Dich? Nun, es wird ſchön morgen. Wenn ſo ein ſauberer Reitersmann vorbeireitet, kann's ja nicht anders ſein. Der Hansl iſt gar nicht zuwider, ein Burſch, wie es in der ganzen Umgebung keinen gibt.“

Moni hob den Kopf und ſah die Bäuerin mit leuchtenden Augen an.

Doch jene fuhr fort: „Gib aber acht, daß ihn Dir nicht andere Mädel wegfiſchen.“

„O je, was frag ich darnach,“ erwiderte die Magd.

„Das iſt Dir einerlei? Die Bachl Wabn wird Freude haben.“

„Iſt mir gleich.“

So! Nun, dann kann man's ja ſagen, . . . die Halmin ſetzte ab.

„Was wollt Ihr ſagen?“

„Du weißt ohnehin alles beſſer als ich, verſetzte die Halmin.

„Ich weiß nicht, was Ihr meint.“

„Wie ich gehört hab', muß auch die Wabn dem Hans recht gefallen.“

„Was, die?“ rief Moni zornig und verächtlich aus, warf die Bürſte von ſich und wollte aus der Stube eilen.

„No, no! Wohin willſt Du? Biſt Du aber ein dummes Ding, kennſt Spaß und Ernſt nicht auseinander.“

Die Magd blieb ſtehen.

„Ein Spaß wäre das?“

„Was denn ſonſt?“

„Aber wie Ihr hartherzig ſein könnt!“

„Meinſt Du? Haſt vorhin ſo getan, als wäre

Dir der Hans gar so gleichgültig. Da mußte ich doch sehen, wie es bei Dir in Wirklichkeit ausschaut."

„Aber Bäuerin!"

„Bist schön eingegangen." Sie lachte herzlich. Und die Magd konnte nicht anders, als mit einzustimmen.

Sie setzte ihre Arbeit fort und rieb mit ganz besonderem Eifer den Fußboden auf.

„Nicht wahr," sagte die Halmin, „Du meinst, die Wahn unter Dir zu haben, weil Du so darauflos reibst?"

„Freilich, freilich," gab Moni munter zur Antwort.

Sie ging hierauf in den Stall, um die Kühe zu tränken und zu melken. Als nach einer Weile die Bäuerin auf den Hof trat, stand Moni mit dem Eimer vor dem Schöpfbrunnen und sah auf den Wasserspiegel. Sie schien befriedigt mit dem Bilde zu sein, das er wiedergab, denn sie lächelte vergnügt, und als sie dann den Eimer hob, stimmte sie ein übermütiges Schnadahüpfl an, das der Hans zuletzt beim Tanz gesungen hatte.

* * *

Am Vorabende des Festes gingen einige Burschen auf eine Brache hinaus und betrachteten sie mit Kennermienen.

„Sie ist lang genug," meinte der eine. „Wir könnten das Reiten hier abhalten."

Die andern waren damit einverstanden. Und so wurde der Platz bestimmt, wo die Rosse sich beim Ritte, der am Pfingstmontag stattfinden sollte, aufzustellen hatten.

„Wie viel sind wir eigentlich?" fragte ein Bursche.

Man zählte zusammen und brachte 13 Reiter heraus.

„Das geht nicht," sagte Kislinger Sepp, „einer ist zuviel. Die Zahl 13 . . . .

„Ach mein, wer wird auf so eine Narretei aufpassen," erwiderte der Halm Karl, der dem Kislinger nicht sehr gewogen war.

„Du kannst denken, was Du willst, die Zahl 13 ist nichts Recht's, da gibt es immer etwas."

„Nun, so nehmen wir einen dazu," schlug Weinfurter Franz vor.

Das war leichter gesagt, denn im Dorfe waren bereits alle Pferde für das Reiten bestellt und aus den andern Dörfern wollte man keine Reiter beiziehen. Während Sepp seinen harten Kopf ver-

gebens anſtrengte, um über die böſe Zahl hinweg zukommen, lachte Hans in ſich hinein. Sepp ſah es und ärgerte ſich hierüber.

„Ich wüßte nicht, was da zu lachen wär," rief er gereizt dem Hans zu. Dieſer jedoch lachte nun hell auf und ſteigerte ſo den Zorn des andern noch mehr, dann aber ſagte er: „Nein, wegen ſo einer Dummheit reden wir uns ab, leg doch einen Weiberkittel an!"

„Du, mach dich nur nicht ſo breit," gab Sepp zur Antwort: „Erſtens gehört das Roß, das Du reiteſt, nicht Dir, und dann iſt es keine Kunſt, mit einem Hengſte das Erſte zu kriegen."

„Was willſt Du eigentlich? brauſte Hans auf, ich habe gemeint, Du redeſt von der Zahl 13."

„Ich bin dafür," rief Sepp, „daß diesmal mit keinem Hengſte geritten wird."

Hans hatte bei früheren Gelegenheiten bewieſen, daß er der beſte Reiter war. Nun wollte er den Hengſt des Buchners reiten, da waren von vornherein für die andern die Ausſichten auf den Preis ſehr gering. Da mancher der Burſchen denſelben dem Hans mißgönnte, ſo fielen die Worte des Sepp auf fruchtbaren Boden.

„Iſt eigentlich wahr."

„Das iſt ſchon ein Gehörtſichnicht."

„Nimm ein anderes Roß.“

Hans lachte verächtlich.

Halm Karl geriet in Zorn: „Schämt Euch! Hat man schon gehört, daß einem vorgeschrieben wird, was für ein Roß man nehmen soll?“

„Mein Lebtag nicht,“ stimmte ein anderer bei, „höchstens, wenn es sich um eine elende Krampe handelte, für die man sich schämen müßte.“

„Nichts als der Neid,“ sagte Hans.

„Was Dir nicht einfällt. Ich beneide keinen,“ rief Sepp.

„Ich auch nicht.“

„Und ich schon gar nicht.“

Man kehrte zurück, aber nicht mehr einträchtig im Schwarme, sondern einige Burschen zögerten absichtlich und ließen die andern voraus. Als Sepp nach Hause gehen wollte, und sich beeilte, rief ihm der Wellner Jakob zu: „Nicht so eilig, laß mich auch mit.“

Jakob nahm wegen seiner Mißgestalt nicht am Reiten teil, war aber beständig in der Gesellschaft der Burschen.

„Was willst Du von mir? Dein Weg geht ja dort hinunter,“ versetzte Sepp sehr mißmutig.

„Ich muß Dir etwas anvertrauen.“

Sepp blieb stehen.

„Wenn das geſchieht, was ich meine, kriegt der Hengſtreiter das Erſte nicht.“

„Was wäre dies?“ fragte Sepp mit Spannung.

„Ich bin im Roßſtall beim Buchner geweſen,“ ſagte Jakob.

„Du! Du! Das ſag ich Dir, nur nichts Schlechtes,“ ermahnte Sepp, der bedachte, daß die Buchnerin ſeine Baſe war.

„Wo denkſt Du hin! Dem Roß ſoll garnichts geſchehen.“

„Was dann?“

„Ich war vorigen Winter beim Buchner im Roßſtall zur Futterzeit, ganz heimlich. Da ſeh ich, wie der Hans dem Hengſt die Augen verbindet.“

„Ei, was Du nicht ſagſt!“

„So wahr ich da ſtehe! Du darfſt mich aber nicht verraten, ſonſt geht es mir ſchlecht. So verſprich mir's und gib mir die Hand darauf.“

Sepp hielt ſie hin.

„Der Hengſt kann das Feuer nicht vertragen. Wenn ſie mit dem Spanlicht in den Stall gehen, wird er wild und werkt um, daß man glaubt, er wirft den Stall ein.“

„Aber daß man davon nichts erfahren hat?“ fragte zweifelnd Sepp.

„Das wird halt ſo ſein: Dein Vetter hat den

Hengst um teures Geld gekauft; er will ihn nicht mehr behalten. Da soll diese Litz nicht aufkommen. Darum läßt der Hans niemanden in den Stall, wenn einmal Licht gebrannt werden muß."

Beide begaben sich noch einmal auf den Rennplatz. Am Ende desselben war eine förmliche Wildnis von Dornstauden. Dort suchten sie. Endlich deutete Jakob auf eine Stelle und sagte leise: „Dahier!"

Am Pfingstmontag strömte alles vom Dorfe dem Rennplatze zu. Mit Ungeduld erwartete man den Zug der Reiter, welcher sich langsam unter den Klängen der Musik heranbewegte. Moni, die Magd, hatte sich in die vordere Reihe der Zuschauer gedrängt und sah mit lachenden Augen zu Hansen empor, der stolz und siegesgewiß auf die Menge herniederblickte.

Die Rosse traten an. Ringsum Stille und Spannung. Der Kislinger Sepp sah scharf zu den Sträuchern hinüber. Ein Pistolenschuß, das Zeichen für den Beginn, krachte. Die Rosse stürmten vorwärts, allen voran der Hengst, den Hans ritt. Da plötzlich wurde von unbekannter Hand ein brennendes Strohbündel bei den Stauden in die Höhe geworfen. Ein zweites folgte. Der Hengst hatte es erblickt, mitten im vollen Laufe hielt er von

Schrecken erfaßt inne, bäumte sich und drohte den Reiter abzuwerfen. Doch dieser hielt sich aufrecht. Da ward ein drittes Bündel geschleudert. Mit einem gewaltigen Satze sprang der Hengst seitwärts und jagte nun wie toll geworden davon. Alle Leute wandten dem Ausreißer ihre Aufmerksamkeit zu. Hans suchte ihn vergebens zum Stehen zu bringen. Der Hengst übersetzte die Steinmauern, welche die Felder einsäumten, sprang über einen Bach und kam auf eine Halde mit Steingeröll, Baumstümpfen und Wurzelwerk. Unter den Zuschauern hörte man Ausrufe des Schreckens, denn nun mußten Roß und Reiter verloren sein. Doch der Hngst raste weiter, ohne sich den Fuß zu brechen, ohne den Reiter abzuwerfen.

„Alle guten Geister stehen ihm bei," rief ein Weib aus. Die Halde war glücklich überwunden, aber nun jagte der Hengst gerade auf eine Schlucht zu. Dort mußte er abstürzen, falls es nicht gelang, seinen Lauf zu hemmen. Wohl führte über dieselbe, hoch über dem in der Tiefe dahinbrausenden Wasser, ein Steg, aber der war seit Jahren baufällig, oftmals sollte er neu aufgerichtet werden, aber immer wieder wurde die Herstellung, da zufälligerweise kein Unglück geschah und zum Mahner wurde, verschoben. Der Hengst kam zum Steg. Wie ein Pfeil

flog er darüber, aber unter seinen Hufen stürzten die morschen Balken in die Tiefe. Das geschah so schnell, daß niemand sagen konnte, ob Roß und Reiter entkommen waren, oder mit in die Tiefe gerissen wurden, denn vom Rennplatze konnte man nur einen Teil des Steges überblicken, während der andere versteckt lag. Die meisten Zuschauer beeilten sich, nun dahin zu gelangen. Andere blickten in die Weite, in der Hoffnung, den Reiter an einer Stelle auftauchen zu sehen. Am Rennplatze blieben nur die Reiter und Musikanten.

„Hast Du das Feuer gesehen?" fragte einer den andern.

„Ich hab' selber zu tun gehabt, um mich zu erhalten, mein Brauner hätt's bald dem Hengst nachgemacht."

„Erschlagen sollte man den Lumpen, der es getan."

„Glaubst Du, daß es etwas Angerichtetes war?"

„Was denn sonst."

Sepp war bleich geworden. Er drehte sein Pferd und ließ es auf dem Felde hin und her gehen und blickte ganz verstört auf die Stelle, wo der Steg war. Er hatte das Erste bekommen; als ihm der Zieler, wie üblich, ein Fähnchen als Ehrenzeichen überreichte, wollte er es anfangs nicht annehmen,

nun hielt er es in der zitternden Hand. Da faßte er einen Entschluß. Er ritt der Unfallstelle zu und überholte alle andern. Er fühlte eine Höllenangst.

„So hab' ich's gar nicht gemeint. Herrgott, gib, daß ihm nichts geschehen ist. Wegen dieses Fetzens da hab' ich meine Seel' verkauft!"

Er schleuderte das Fähnchen in den Straßenstaub. Als er zur verhängnisvollen Stelle kam, pochte ihm das Herz zum Zerspringen. Er blieb zuerst stehen, dann blickte er voller Entsetzen in die Tiefe, wo Hans erschlagen liegen mußte. Er spähte, — allein von Roß und Reiter keine Spur. Da nahm Sepp sein gesticktes Käppchen, das er als Pfingstreiter trug, schwang es und jauchzte hell den Ankommenden entgegen. Hierauf bestieg er rasch das Roß und ritt zurück. Er ärgerte sich nun, daß er das Fähnlein weggeworfen hatte, aber aus dem Staube wollte er es auch nicht aufheben. Allmählich kehrten die Zuschauer zurück. Nachdem ein ansehnlicher Schwarm beisammen war, ging's unter den Klängen eines Marsches dem Dorfe zu. Nun folgte der zweite Teil des Festes — das Absammeln und der Tanz.

Als die Reiter im Dorfe ankamen, ritt Hans langsamen Schrittes daher. Alles jauchzte dem kühnen Reiter zu, man schwang die Hüte und eilte

ihm entgegen und die Musikanten stimmten sein Lieblingslied an. Doch Hans zeigte keine Freude, fremd und kalt, fast finster, blickte er vor sich hin. Man erwartete, er werde sich den andern Reitern bei ihrem Umzuge von Hof zu Hof, wo nach altem Brauch Geld von den Bauern gesammelt wurde, anschließen, allein Hans schwenkte ab und führte den Hengst in den Stall. Man war besorgt, einige Leute begaben sich auf den Buchenhof, um zu fragen, ob ihm etwas zugestoßen sei.

„Nein!“ sagte Hans kurz. „Der Hengst ist gleich hinter dem Stege ruhiger geworden.“

„Ich hab' ein Wörtlein mit den Reitern zu reden.“

Alles verstummte, als er mit entschlossener Miene unter sie trat.

„Ich frage Euch, wer das mit dem Feuerwerfen am Gewissen hat?“

Die Burschen drängten sich vor und suchten ihre Unschuld zu beweisen.

„Erschlagen müßte man ihn!“

„So ein Lump!“

„Den sollt' ich erwischen, dem würd' ich einen Tanz aufspielen, wie ihn kein Musikant gelernt hat.“

In dieser und ähnlicher Weise zeigten sie ihre Entrüstung.

„Es ist absichtlich geschehen," fuhr Hans fort. „Und ich glaube den zu kennen, der es getan. Aber auch den möcht' ich herauskriegen, der daran schuld ist. Es muß einer unter Euch sein, der's mit dem Feuerwerfer abgekartet hat."

Da versetzte Sepp rasch: „Es gibt genug Leut', die an einem dummen Spaß ihre Freude haben, was Dir geschehen ist, hätte ebensogut mir und einem andern auch geschehen können. Darum behaupte nichts, wenn Du nichts Sicheres weißt."

„Es wird schon an den Tag kommen, aber das kann ich Euch sagen, das war mein letztes Pfingstreiten, das ich mit Euch mitgemacht habe," sagte Hans finster.

„Geh', mach Dir nichts daraus und tu mit uns!" ermunterte ihn einer von den Burschen, und ein anderer fiel ein: „Dessen kannst Du sicher sein, dem werden wir heimleuchten, wenn's aufkommt, und gehörig dazu! Aber jetzt mach keine Geschichten!"

Doch Hans fuhr fort: „Das hab' ich mir nicht vorgestellt. Um des bißchen Ehre halber! So ein Neid!"

Mit diesen Worten kehrte er ihnen den Rücken.

Die Festesstimmung war gründlich verdorben.

Man sah kein fröhliches Gesicht unter der ganzen großen Menge, man hörte kein übermütiges, jugendfrohes Jauchzen. Die Leute sonderten sich in Gruppen, achteten weder auf die Musik, noch auf die Reiter, sondern besprachen die Vorfälle des heutigen Tages in erregter Weise. Man stellte Vermutungen an, wer die Feuergarben geworfen, doch niemand wußte etwas, denn nach der Tat war alle Aufmerksamkeit auf den toll dahinjagenden Hengst gerichtet, so daß der Täter leicht im Gebüsch ungesehen entkommen konnte.

Eine Stunde nach dem Auftritt suchte Moni Hans auf, um ihn zum Tanzen zu bewegen. Er schlug ihre Bitten ab.

„So gehst Du wirklich nicht zur Musik?"

„Was fällt Dir ein, nach allem —"

„Du hast ihnen die Meinung gesagt, wie sich's gehört. Laß es damit genug sein und komm zum Tanz."

„Ich begreife Dich nicht. Hast selber gesehen, wie wenig gefehlt hat, so wärs um mich geschehen gewesen."

„Glaub mir sicher, ich hab' vor Angst um Dich nicht gehen können, so haben mir die Knie gezittert."

„Wo so ein schlechter Kerl unter ihnen ist, hab' ich bei ihnen nichts zu suchen," bemerkte Hans.

„Weißt Du es ganz gewiß? Du könntest ihnen unrecht tun."

„Wie Du aber schön aufmerkst auf das, was der Sepp sagt."

„Hat er nicht etwa recht? Aber jetzt sei kein Trotzkopf und komm."

„Auf keinen Fall."

„Schau an, ich habe mich die ganze Zeit auf einen Tanz mit Dir gefreut."

„Glaubst Du, ich nicht?"

Moni versuchte umsonst, ihn von seinem Entschluß abzubringen.

„So muß ich allein gehen," sagte sie traurig.

„Geh nur, ich halt' Dich nicht zurück."

In Wirklichkeit hatte er gehofft, sie werde seinetwegen auch von der Musik fernbleiben.

Er hielt es nicht lange zu Hause aus und ging verdrossen und enttäuscht auf die Felder hinaus. Er hörte die Klänge der Musik und es war ihm, als zöge ihn jemand hin.

„Jetzt wird sie sich drehen, mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen; wenn ich aber doch hinginge. Wer kann mir's verdenken? Ich hab'

auf niemanden aufzupaſſen. Doch nein! Da hätteſt Du keinen Charakter.“

Er kam zum Walde. Da ſah er beim Bach Jakob, wie er ſich zum Waſſer niederbeugte und ſeine Hand in dasſelbe ſteckte.

„He, was tuſt Du da?“

Jakob fuhr erſchrocken auf, und als er Hans ſah, erbleichte er.

„Ich wollte mir nur die Hand waſchen; ſie iſt ganz ſchmutzig geworden.“

„So, ſo! Ich muß Dich um etwas fragen.“

Als Hans auf ihn zuſchritt, lief Jakob davon.

„Was haſt Du? Was rennſt Du vor mir davon?“

Doch Jakob hörte nicht, ſondern lief, was er konnte. Hans eilte ihm nach, und nachdem er ihn eingeholt, faßte er ihn und riß ihn zu Boden.

„Jetzt geſtehſt gutwillig, was das zu bedeuten hat. Zeig her Deine Hand!“

Jakob ſtreckte ihm dieſelbe hin, und nun bemerkte er Brandwunden an derſelben.

„Hab ich Dich! Du biſt alſo der Lump!“

Hans gab ihm heftige Stöße, daß er ſich am Boden wand.

„Au weh! Au weh! Hilfe! Der Hans erſchlägt mich! Au! Au!“

„Schrei nur, bis Dir die Zunge heraushängt."

„Warst Du's, oder nicht? Wenn Du lügst, erdroßle ich Dich!"

„Getan hab' ich's. Wenn Du mich ausläßt, sag' ich Dir, wer mich angeeifert hat."

„So, angestiftet ist es worden? Wer war es? Sag's schnell!"

„Der Kislinger Sepp."

„So, der! Gedacht hab' ich mir's. Jetzt geh'st mit mir auf den Tanzboden, dort wirst Du die ganze Geschichte, wie sie aufliegt, eingestehen."

Jakob erschrak. Eine Tracht Prügel hatte er schon, die zweite bekam er ganz sicher vom Sepp; wenn es herauskam, daß er der Anreger war, noch obendrein im verstärkten Maße vom Hans. Und das gab aus. Er zuckte zusammen im Vorgefühl der bevorstehenden Freuden und blickte, während Hans ihn beim Kragen hielt, wie ein gefangener Marder nach allen Seiten. Kein Entkommen möglich. Mit tiefgebogenen Knien und zusammengezogenem Rücken zappelte er unter der Faust Hansens betrübten Angesichts dahin. Kein Bitten und Reden half, Hans ließ nicht locker, außerdem hatte er so eine Art, durch wohl fühlbare Püffe den Fragen, die er an Jakob richtete, den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Als sie den Tanzboden

betraten, hielten die Paare ein, die Muſik brach ab. Hans zog die Jammergeſtalt bis mitten in den Saal, dann rief er: „Wo iſt der Kislinger Sepp?“ Dieſer wollte ſich davondrücken, doch jener trat ihm entgegen.

„Bleib ſtehen!“

„Ich möcht' wiſſen, was Du mit mir zu ſchaffen haſt?“ Dabei wollte er Hans beiſeite ſchieben.

„Keinen Schritt weiter! Iſt es wahr, daß Du den Jakob zum Feuerwerfen angerichtet haſt?“

„Wer ſagt das?“ Sepp nahm eine drohende Stellung ein.

„Der hier.“

In demſelben Augenblick ſtürzte ſich Sepp auf Jakob.

„Was, Du elender Kerl! Wer hat mir zugeredet? Ich wäre mein Leben nie darauf gekommen, weil ich von der Eigenheit des Hengſtes nichts gewußt habe. Er iſt hinter mir hergelaufen, wie wir am Samstag auseinandergegangen ſind, und hat mir's verraten und ausgelegt, wie es angehen könnte, damit Du mit dem Hengſt das Erſte nicht kriegſt.“

„Iſt es nicht ſo? Sag es nur, Du Hund!“

Ehe Jakob imſtande war, nur den Mund zu öffnen, bekam er von neuem die Fäuſte Sepps zu ſpüren. Hans wehrte ihn ab.

Als Jakob dies sah, bekam er seinen Mut wieder.

„Gelt, jetzt kannst Du mich schlagen, tust, als ob Du etwas dagegen gehabt hättest. Vor lauter Freude hat Dein Gesicht geglänzt und Du hast mir allerhand verheißen, wenn ich den Hengst schrecke."

„Nicht wahr ist es!" schrie Sepp.

„So, wart nur!" Jakob griff in die Tasche, holte einen Geldbeutel hervor und entnahm ihm einen Taler.

„Da, schaut her, diesen Taler hat er mir gegeben. Da hast Du ihn."

Mit diesen Worten warf er das Geldstück vor die Füße des Sepp. Es rollte weiter. Die Umstehenden wichen aus, bis es hinter einer Bank verschwand. Doch niemand bückte sich, um es aufzuheben.

„Du hautschlechter Kerl," mit diesen Worten wandte sich Hans an Sepp, „mit solchen Sachen gehst Du um? Das Leben des andern gilt Dir nichts?"

„Oho! So schlecht, wie Du mich machen willst, bin ich nicht. Es war nur ein Spaß, weiter nichts als ein Spaß. Das Erste habe ich Dir nicht gegönnt. Das sag' ich offen heraus. Warum solltest gerade Du es immer bekommen? Darum habe ich mich mit dem Jakob eingelassen. Freilich, hätte ich

geahnt, es könnte so ausfallen, wäre alles unterblieben. Glaubst Du vielleicht, ich hätte mir kein Gewissen daraus gemacht, wenn Dir etwas geschehen wäre?"

„Jetzt, weil alles vorüber ist, ist leicht zu reden."

„Hörst Du, Hans," erwiderte Sepp, „Du warst schon als kleiner Bub ein hantiger Kerl. Du hast nie einen Spaß vertragen, hast immer gleich Dein Gesicht verzogen, als müßtest Du unreife Schlehen hinunterdrücken. Wärst Du ein Bursch, wie sich's gehört, machtest Du Dir aus der ganzen Sache nicht so viel daraus."

Diese Worte erregten den Beifall der andern und sie suchten Hans zum Bleiben zu bewegen. Doch dieser machte eine bitterböse Miene. Er hatte gemeint, alle werden ihm zuhalten, besonders da Sepp selber die Tat eingestand. Er konnte nicht begreifen, daß sie in ihm nur den Störer ihrer Lustbarkeit sahen. Er bezwang seinen Zorn, sonst hätte er sich auf Sepp stürzen müssen. Ein Freund desselben rief den Musikanten zu: „Macht ein End' der Geschichte!" Diese nahmen auch sofort die Instrumente zur Hand und spielten einen Galopp. Der Knäuel um Hans und Sepp löste sich rasch auf. Ingrimmig verließ Hans den Tanzboden. Jakob

hatte den Streit zwischen beiden benutzt, um ihren Fäusten zu entgehen, und hatte sich bis zur Bank gedrängt, wo der Taler lag. Er hob ihn rasch auf und eilte hinaus.

Hans konnte den Schlaf nicht finden. In seinem Innern kochte es. Nichts ist der Ruhe des Gemütes feindlicher, als verhaltener Groll. Es ärgerte ihn, nicht mit Sepp abgerechnet zu haben.

Während sich Hans abquälte, herrschte auf dem Tanzboden laute Fröhlichkeit. Auch Moni schien Hans kaum zu vermissen; das Tanzen war ihr Hauptvergnügen und an Tänzern fehlte es ihr nicht, denn sie war ja ein schönes Mädchen.

„Weißt was, Sepp," sagte ein Bursche, „wie Du den Hans ärgern könntest?"

Jener war jedoch nicht dazu geneigt.

„Laß mich mit dem in Ruh. Hab' so genug mit ihm zu tun gehabt."

„An Deiner Stell' tanzte ich recht fleißig mit der Moni, wenn das der Hans erfährt, wird er sich giften."

„Warum tanzt Du nicht mit ihr?"

„Nein, das mußt Du tun, der wird aber einen Ärger haben. Was liegt übrigens daran? Schau Dir die Moni an, so ein sauberes Ding."

Als die Musikanten neuerdings anstimmten,

holte Sepp die Moni zum Tanz. Anfangs hielten ſie ſich ſtumm in den Armen, dann aber ſagte Sepp: „Ein ſauberes Mädchen biſt Du.“

„O je, das weiß ich ſchon lang.“

Nach einer Weile meinte er: „Wird Dir die Zeit lang ſein um einen — —“

Er blickte ſie forſchend an.

„Möcht' nicht wiſſen.“

„Geh, lüg' nicht.“

Sie lachte verhalten. Er drückte ſie feſt an ſich. Er fühlte, wie er immer mehr ſich für ſie erwärmte.

„Eine tüchtige Bäuerin gäbeſt Du.“

Sie errötete, ohne es zu wollen.

„Meinſt Du?“

„Etwa nicht?“

„Geh, halt die Leute nicht zum Narren!“

An dem Ton der Stimme erkannte Sepp, daß er ihr recht redete.

„Meinſt Du vielleicht, ich will mit Dir nur mein Spiel treiben, weil Du von keinem Bauernhof abſtammſt.“

„Zuerſt müßteſt Du ſehen, ob ich mich dazu hergäb, und dann glaub ja nicht, Du brauchſt nur zu deuten, ſo läuft Dir jede zu. Ich wenigſtens nicht,“ verſetzte ſie ſcheinbar trotzig.

„Du mußt nicht gleich so hantig sein, wenn man mit Dir schön reden will."

„Ach nein, was hilft all das Gerede. Es steht so zu nichts."

„Es ist mein voller Ernst," versicherte Sepp.

„Du als Bäuerin am Kislingerhof, das wäre eine Freude."

Er stieß einen Jauchzer aus. Moni hatte insgeheim die Bauernmädchen beneidet und ihr sehnlichster Wunsch war, einmal Bäuerin zu werden. Sie wollte mit Hans nach der Heirat eine kleine Wirtschaft erwerben und dieselbe dann durch Fleiß und Sparsamkeit vergrößern.

Sepp führte sie in die Kammer und machte ihr die größten Hoffnungen. Sie traute ihm zwar nicht. Auch war eine Heirat zwischen ihnen sehr schwer möglich. Sie dachte an den Alten. — Aber wer weiß?

Wenn sonst Hans am Abend zur Schwemme ritt, konnte er sicher sein, daß die Moni ihm vom Hof aus nachblickte. Gewöhnlich winkte er zu ihr hinüber und sie antwortete mit einem fröhlichen Lachen. Nach dem Feste ritt er schon mehrmals vorbei, doch keine Moni ließ sich sehen.

„Wird eine andere Arbeit haben," dachte er anfangs.

Eines Tages bemerkte er sie am Hofe. Er ritt

langsamer. Als Moni ihn erblickte, sah sie kaum von ihrer Arbeit auf und erwiderte seinen Gruß kalt und nachlässig. Hans schöpfte Verdacht. Er suchte sie denselben Abend auf. Moni war einsilbig und sehr zurückhaltend. Als Hans sie deshalb zur Rede stellte, entschuldigte sie sich mit Kopfweh, und als er, mehr im Scherz, ihr den Vorwurf der Untreue machte, leugnete sie. Er gab sich zwar damit zufrieden, konnte aber die Unruhe, die sich seiner bemächtigte, nicht bannen.

Sollte sie seiner überdrüssig geworden sein? Er wußte keinen Burschen, der sich mit ihm messen konnte. Auf einen Bauernburschen konnte sie, die Magd, doch nicht rechnen. Und die andern? Er war schlank gewachsen, sein Gesicht nicht unsauber, er war der beste Reiter und Tänzer und wußte alle Lieder in der ganzen Gegend, zudem war er nicht ohne jeden Kreuzer. Die Moni konnte zufrieden sein. Aber ihr Benehmen? Was kann man sagen? Die Weiber sind oft sonderbar, wenn man glaubt, sie gehören einem mit Leib und Seel, entschlüpfen sie wie Fische aus der Hand.

Am nächsten Tag war Sonntag. Hans wollte Moni auf dem Kirchgang begleiten. Sie schloß sich jedoch den andern Mädchen an. In Neukirchen traf er einen Fuhrmann aus Furth, der ihm einen Brief

für den Buchbauer von dessen Bruder aus Amerika übergab. Um jene Zeit war ein Brief aus Amerika ein Ereignis. Denn erstens war es damals in den Augen der Leute das reinste Wunderland, zudem verirrte sich nur äußerst selten von dort ein Brief in die abgelegenen Dörfer. Auf dem Heimweg erzählte daher Hans den andern Kirchengängern von dem Briefe. Noch während der Bauer ihn sorgfältig und mühsam durchbuchstabierte, stellten sich einige Nachbarn ein, die teils Neugierde, teils wirkliche Anteilnahme an dem Geschick des Schreibers herbeigeführt hatte. Jeder bekam den Brief in die Hand oder ließ sich den Inhalt vorlesen. Jedes Wort des Schreibers wurde besprochen und abgewogen, zugleich wurden die mannigfachsten und oft wunderlichsten Schlüsse gezogen. Da meinte ein Nachbar: „Wenn der Alois davon wüßte, der hätte die größte Freude." Damit meinte er einen jüngeren Bruder des Buchner, der im Nachbardorfe verheiratet war. Da stand Hans auf und sagte: „Wenn es recht ist, kann ich mit dem Brief hinüber reiten, er kann ihn lesen und dann bring ich ihn wieder."

Er war wegen der Moni sehr verstimmt und hoffte, durch den Ritt sein Gemüt etwas zu erleichtern. Der Bauer ließ zwar den Brief nicht

gern aus der Hand, als aber die andern dem Hans beistimmten, gab er seine Einwilligung. Hans war bald im Nachbardorfe. Nachdem er den Brief zurückerhalten hatte, beschloß er, auf einem Waldwege, der nur selten betreten wurde, zurückzukehren. Nachdenklich ritt er dahin und achtete wenig auf seine Umgebung. Heute wollte er die Moni auf ihr Gewissen fragen. Vielleicht war alles nur seine Einbildung. Seit Pfingsten war er ohnehin über alles aufgeregt. Aber das veränderte Benehmen der Moni! — Ohne es zu wissen, hatte er den Hengst angespornt. Nun kam er zu einer Biegung des Weges und sah vor sich ein Paar — jedenfalls ein Liebespaar, denn es hielt sich umschlungen und schien alles um sich her vergessen zu haben. Es gab dem Hans einen Ruck. Sah er recht? Es konnte nicht sein. Und doch! Sepp und Moni!

Hans hielt den Hengst an, um genauer zu sehen. Ein Schlag durchzuckte seine Glieder. In demselben Augenblick blitzten in seinem Gehirn die mannigfachsten Erinnerungen auf: die Erzählungen der Mutter von der Enterbung des Vaters, dem der Kislingerhof eigentlich gebührte, dann das Verhalten des Sepp, der ihn bei jeder Gelegenheit reizte und ihn mit Verachtung behandelte und sich kein

Gewissen daraus machte, das Leben des Hans aufs Spiel zu setzen. Solch ein Mensch, den er aus ganzer Seele haßte, wagte es, sein Glück zu zertrümmern. Wild leuchteten seine Augen auf. Während hundert Gedanken auf ihn einstürmten, wußte er nicht mehr, was er tat. Der Hengst bäumte sich auf und schoß dann dahin. Hans hörte wie im Traum einen Angstschrei. Er kümmerte sich jedoch nicht weiter darum, sondern ließ das Pferd frei dahinjagen. „Jetzt, wenn die Schlucht käme! Dann wäre alles aus."

Er mäßigte auch nicht das Pferd, als er dem Dorfe nahte.

„Da hört sich doch alles auf," sagte ein Bauer, „das ist ein recht närrisches Getue mit solch einem Dahersprengen. Wie leicht könnt ein Unglück geschehen."

Noch wußte Hans nicht den Ausgang. Er war bleich, als er in die Stube trat. Er legte den Brief auf den Tisch und sagte kein Wort. Die andern wollten fragen, doch er verließ die Stube. Der Bauer eilte ihm nach und bestürmte ihn mit Fragen. Mühsam, abgebrochen, kam es aus bebender Brust: „Ich hab den Sepp — niedergeritten. Die Moni war bei ihm — da — da — da hab' ich mir nicht — helfen können."

„Er wird doch nicht tot sein?“ fragte der Bauer erschrocken.

„Ich weiß es nicht.“

„Da muß man schauen.“

Während er sich auf den Weg machen wollte, kam Moni zurück, fassungslos, händeringend und jammernd. Bald hatte sich ein ganzer Schwarm um sie gesammelt. Da trat Hans auf Moni zu. Alles wich vor ihm zurück. Moni starrte entsetzt auf ihn, vergrub dann ihr Gesicht mit den Händen und fing von neuem zu jammern an. Da sagte Hans: „Das laß jetzt sein, sag, wie steht es um den Sepp?“

Moni gab keine Antwort, sondern schluchzte um so lauter. Da ließ sich eine Stimme aus der Menge vernehmen: „Du hast ihn ermordet.“ Hans zuckte zusammen. Ein unbeschreibliches Gefühl von Seelenangst, Schwäche und Schmerz bemächtigte sich seiner. Ihm wurde ganz wirr. Seine Augen quollen hervor. Er wollte sprechen, brachte aber nur unverständliche Laute heraus. Gebrochen wankte er heim. Er begab sich auf den Boden und suchte hier in der Truhe in seinen Kleidern herum. Dann zog er ein seidenes Halstuch hervor und zerriß es in Stücke. Es war ein Geschenk der Moni. Darauf sagte er: „So, jetzt bin ich bereit.“

„Was willst Du anfangen?“ fragte der Bauer,

der ihm aus Besorgnis, er könnte sich etwas antun, gefolgt war.

„Auf das Gericht — mich selbst angeben!“

Es wurde schon dunkel, als er ging. Doch nach kurzer Zeit kehrte er wieder um. Ich kann nicht durch den dunklen Wald. Immer glaub' ich, ich müßt' auf den Toten treten.“

Er setzte sich erschöpft auf die Bank und trocknete den kalten Schweiß von der Stirn.

Bei Gericht gestand Hans seinen ganzen Seelenzustand, in dem er die Tat vollbrachte, und verschwieg nichts. Als Moni verhört wurde, fiel sie plötzlich vor dem Richter nieder und bat mit aufgehobenen Händen: „Tut ihm nichts! Ich allein bin an allem schuld, bestrafet mich, so viel als es Euch gut dünkt, nur ihn lasset aus.“

Hans wurde zu einem Jahre Gefängnis verurteilt.

Bevor er seine Strafe antrat, wußte sich Moni bei ihm Einlaß zu verschaffen.

„Was willst Du hier?“

„Hans, verzeih' mir's!“

„Deswegen hättest Du mich nicht aufsuchen brauchen.“

„Gern würde ich statt Deiner büßen.“

„Geht's Dir ein wenig zu Herzen, was Du alles mit Deiner Treulosigkeit angerichtet hast?“

„O Hans, mir muß ein Trank eingegeben worden sein, daß ich Dich vergessen konnte. Ich hab nur Dich allein lieb.“

„Laß das Gerede!“ unterbrach er sie. „Lebte der Sepp, Du brauchtest keinen Trank.“

„Du hast es meinetwegen getan, ich gehöre Dir an.“

„Zwischen uns ist alles aus,“ sagte er bestimmt.

„Wenn das Jahr um ist, dann —“

„Nein, nein, rede nicht, an Deiner Seite hielte ich's nicht aus. Du weißt nicht, wie es ist: Wenn ich schlafen will, da schleicht's heran, ich seh das Gespenst vor mir, ob ich die Augen offen oder zu habe. Und es zeigt mit dem Finger auf mich und beugt sich auf mich herab, daß ich vor Angst schreien möcht, und sieht mich mit den Augen an, daß es in die Seel hineinschneidet. Mich gruselt und schüttelt's, wenn die Nacht kommt. Habe sonst nichts gefürchtet, wäre selbst um Mitternacht auf den Friedhof gegangen, wenn's jemand verlangt hätte.“

Moni suchte zu trösten, doch er befahl kurz: „Jetzt geh! Zwischen uns ist alles aus.“

Sie senkte den Kopf und ging.

Das Jahr der Haft war um. Da sein Vater, nach dem Heimatschein, nach E. in Böhmen zuständig war, so wurde Hans aus Bayern verwiesen und nach E. abgeführt. Es war ein äußerst unfreundlicher Tag, als er dort ankam; es war Herbst, es schneite und regnete durcheinander und grauer Nebel lag über den Tälern. Noch unfreundlicher war Aschenbrenner, der Bürgermeister, der Hans in Empfang nahm. War doch der Ankömmling eigentlich gar nicht nach E. zuständig. Der Bürgermeister hatte auch alles bei den Behörden aufgeboten, um ihn zurückzuweisen, allein vergebens. Der Gemeindeausschuß versammelte sich, um über das Weitere schlüssig zu werden. Die ganz Gescheiten unter ihnen benützten die Gelegenheit, um den Bürgermeister anzurempeln, weil er nicht alles getan habe, um „das Unheil" abzuwenden. Denn als ein gewaltiges Übel, durch die Fahrlässigkeit des Bürgermeisters der Gemeinde aufgehalst, sahen sie den Fremden an, und der polternde Ton, mit dem sie Auskunft von ihm verlangten, und die drohenden Mienen zeigten zur Genüge, wie mißgünstig sie ihm waren. Hans schämte sich, er suchte mit den Augen förmlich nach einem Ort, wo er sich hätte verkriechen können. Keine Seele, die ihm einen freundlichen Blick gönnte.

Er dachte sich: „Bei der nächsten Gelegenheit bin ich davon und dann seht ihr mich nimmer.“

Da fiel sein Blick auf die Tochter des Bürgermeisters, die beim Ofen schaffte. Er bemerkte, daß sie ihn zeitweise kurz, aber voll Teilnahme betrachtete. In seinem Innern leuchtete es auf. Ein unerwarteter Bundesgenosse in der Verlassenheit.

„Und an Arbeit wird der Lump auch nicht gewöhnt sein,“ meinte wohlwollend einer vom Rate.

Da fuhr Hans zornig auf und trat den Männern näher.

„Ich hab mein Lebtag fleißig zugegriffen, weil mich die Arbeit gefreut hat. Deshalb laß ich mich auch nicht schimpfen. Ihr braucht keinen Pfennig für mich daransetzen, ich finde schon selber mein Brot, Ihr braucht Eure Köpfe darüber nicht anstrengen. Wenn ich Unglück gehabt habe, bin ich noch kein Lump.“

Er hatte dies mit Überzeugung und Erregung gesprochen, so daß die Männer fühlten, ihn verkannt zu haben. Sie schwiegen.

Da trat der Hütbub zur Stube herein: „Bauer, der Braun ist wild geworden, der Karl bringt ihn nicht ein.“

Da eilten alle auf den Hof, wo der Knecht vergeblich versuchte, das Pferd zu bändigen. Es schlug

aus, ſtieg auf und drohte, ihn zu ſchleifen. Da konnte Hans nicht widerſtehen. Mit einem Griff hatte er den Zügel gefaßt, mit einem Sprung ſaß er auf dem Rücken des Pferdes, das alles verſuchte, ihn abzuwerfen. Aber er hielt es im Zaume und gab ihm den Herrn zu ſpüren. Es tanzte zwar eine Weile im Hofe auf und nieder, aber dann beruhigte es ſich. Hans ſprang ab und führte es, das nun wie ein Lamm folgte, dem Knechte zu. Die Blicke der Bauern erhellten ſich.

„Der hat einen Gams“ (Schneid), meinte wohlgefällig ein Bauer. „Der gäb einen Roßknecht.“

Da ſagte der Bürgermeiſter zu Hans: „Du haſt von einem Unglück erzählt, das Dir geſchehen. Wenn Du ein rechtſchaffener Kerl biſt, ſoll Dir nicht zu Gehör geredet werden — von niemandem.“

Da erzählte Hans ſeinen ganzen Lebenslauf. Als die Bauern hörten, daß ſein Vater von einem großen Hof abſtammte, und auch vernahmen, er, der Hans, habe ſogar bares Geld, da ſchmolz das Eis.

Nun war er in ihren Augen nicht mehr die Gemeindelaſt. Als er dann erzählte, wie alles gekommen, da war auch „der Taugenichts, der Lump, der ſchlechte Kerl“, wie ſie ihn in ihrem Eifer ums Gemeindewohl genannt hatten, von ihm ab-

gewaschen und man nahm wirklichen Anteil an seinem Geschick.

„Weißt was?“ sagte der Bürgermeister, „vielleicht ist es gescheiter für Dich, daß Du zu uns gekommen bist. Da vergißt Du alles leichter. Jetzt schau zu, daß Du sonst ein ordentlicher Mensch bleibst, so wird Dir bei uns auch nichts fehlen.“

Hans blieb beim Aschenbrenner, wurde hier bald heimisch und lebte wieder auf. Daran war die Kathl, die Tochter des Hauses, nicht wenig schuld. Der Bürgermeister bemerkte die Neigung der beiden; er fuhr eines Tages nach der Heimat Hansens und erkundigte sich über dessen sonstiges Vorleben. Da er nur Gutes hörte, kam er freudestrahlend heim.

Eines Tages krachten die Pistolen und es erscholl das Dorf vom Gejauchze der Hochzeitsgäste. Hans hatte eine zweite Heimat gefunden. Der Hof, dessen Herr er nun wurde, heißt von der Zeit an der „Bojerhof“.

* * *

Zwei schwarze Seen.

Zur Zeit, als noch Riesen lebten, türmte sich an Stelle der „künischen Berge“ ein noch mächtigeres Gebirge auf, das mit seinen eisbedeckten Gipfeln weit in die Wolken ragte und wegen seines großartigen Aufbaues des „königliche“ genannt wurde. Gewaltige Wälder verdüsterten die Gehänge. An manchen Stellen, wo jene aufhörten, erhoben sich die Steinburgen der Riesen, während im Tale, in niederen Hütten, die Menschen wohnten. Auf dem Osser stand eine ganz besonders stattliche Burg mit weiten, hohen Sälen, in denen der Riesenfürst Geirad mit seiner einzigen Tochter Schwarzwitt hauste. An heiteren Tagen jagte diese auf einem blendend weißen Schimmel auf den Höhen des Gebirges dahin, daß ihr schwarzes Haar im Winde flatterte und ihre dunklen Augen voll Übermut aus dem marmorweißen Angesicht blitzten. Ein wundervoller Glanz, ein geheimer Zauber ging von diesen Augen aus.

Der Fürst war hart wie die Felsen in seinem Reiche und kalt wie das Eis auf den Bergen. Er stand mit dem Geiste des ewigen Schnees im Bunde und hatte von ihm manchen Zaubertrank im Horn verwahrt, der bei hellem Mondlicht aus dem Gletscherfluß geschöpft wurde. Dieser Trank erstarrte das Blut des Feindes zu Eis, sobald er nur den ersten Tropfen berührte; ein willkommener Freund dagegen ward durch ihn wundersam gestärkt.

Schwarzwitt war die schönste Maid im ganzen Lande. Da kamen die Söhne der mächtigsten Riesen und warben um sie. Sie jedoch hatte ihre Liebe dem tapferen Marold geschenkt. Da sie seine Stärke kannte, so versprach sie ihre Hand demjenigen, der im Kampfe um sie siegen würde. Alle traten vor Marold zurück bis auf Harald, einen Riesen aus dem Nordlande. Jener stellte sich am Offer auf, dieser am Orber, und nun faßte jeder ein großes Felsenstück, um den Gegner zu töten. Marold warf mit solch ungestümer Gewalt, daß der Stein Harald zerschmettert hätte, wäre dieser nicht schnell ausgewichen. So schlug der Felsen tief in den Berg ein und bildete eine Schlucht. Auch Harald warf mit Kraft, traf aber den Gipfel des Berges und schlug einen Sattel in denselben. Seit jener Zeit hat der Offer zwei Spitzen.

Bevor Marold nach einem anderen Felsen griff, blickte er voll Sehnsucht nach der Stelle, von wo Schwarzwitt dem Kampfe zusah. Er bemerkte, wie sie ihm zulachte, ein Rausch von Seligkeit erfaßte ihn. Während er einen Augenblick im Anschauen der herrlichen Gestalt versunken war, traf ihn das Geschoß des Gegners und zerschmetterte seine Brust. Ein Schrei erfüllte die Luft. Schwarzwitt eilte auf den Getöteten zu, warf sich über seine Leiche und bedeckte den geschlossenen Mund mit Küssen des Schmerzes und der Liebe. Da nahte der Sieger und forderte sie zu seinem Weibe, und sie mußte, ihres Wortes eingedenk, ihm folgen. Aber es gab eine gedrückte Hochzeitsfeier. Als Harald sah, wie Schwarzwitt um Marold trauerte, verließ er sie, um durch ruhmvolle Taten ihre Achtung zu erringen. Und bald erfüllte er im Lande seine Feinde mit Schrecken, seine Freunde mit Stolz. Nachdem eine lange Zeit verstrichen war und er zu seiner Gattin zurückzukehren gedachte, schickte er einen Sänger ab, damit er seine Taten in Liedern vor ihr preise. Doch sie hörte ihm gleichgültig zu und beschenkte ihn nicht. Als der Sänger dies seinem Herrn meldete, ergrimmte er und beschloß, seine Gemahlin in seine nordischen Berge zu führen und in einen finstern Turm zu setzen.

Schwarzwitt trauerte indessen um ihren Geliebten. Täglich stand sie am Grabe und weinte bittere Tränen. Doch als das Weib eines andern durfte sie es nicht schmücken. Da bat sie die Sterne: O, fallet herab, ihr freundlichen Lichter, und tuet, was mir versagt!" Da fielen die Sterne wie Flocken vom Himmel auf das Grab und glänzten dort die ganze Nacht. Als Schwarzwitt am nächsten Morgen zu dem Grabe kam, da war an jeder Stelle, wo ein Stern lag, eine Blume gewachsen, weiß und glänzend, wie reiner Schnee und strahlig wie ein Sternlein.

Eines Tages meldete man die Ankunft Haralds. Schwarzwitt erschrak, denn sie war jetzt weniger als je des Gemütes, an seiner Seite zu weilen. Sie ging in das Gemach, wo ihr Vater den Trank des Eisgeistes aufbewahrte, nahm ein Horn, füllte es und wanderte aufwärts bis zu den Gletschern. Sie kniete nieder und rief den Geist an. Da näherte sich ihr eine Nebelgestalt mit weiten wehenden Gewändern, und eine Kälte ging davon aus, daß Schwarzwitt zusammenschauerte.

„Was wünschst Du, Tochter meines Freundes, weil Du nicht den Weg in diese Öde scheust?"

Da streckte sie ihm das Horn entgegen:

„Verleihe diesem Tranke die Kraft, das Blut

in den Adern zu gefrieren, wer es auch sei, der davon trinkt!"

„Seltsam ist Dein Wunsch, doch er sei Dir gewährt."

Als sie niederstieg, bemerkte sie das Herannahen eines Zuges, an dessen Spitze, den andern voraus, Harald ritt. Schwarzwitt bedeckte mit einer Hand das Gesicht und trank das Horn mit einem Zuge leer. Kaum hatte sie es abgesetzt, fühlte sie Eiseskälte in den Gliedern. Sie versuchte noch den Namen ihres Geliebten auszusprechen, doch er erstarb auf ihren Lippen, die Augen froren in den Höhlen ein, sie hörte das mächtige Rauschen der Bergwässer immer schwächer und es ward zuletzt in ihrem Ohre ein ausgelöschter Hall.

Geirad ließ den ganzen Wald am Gehänge fällen und die Bäume zu einem einzigen Scheiterhaufen aufrichten, auf welchen die Leiche gelegt wurde. Man reichte Geirad die Fackel und er selbst zündete den Scheiterberg an. Die Flamme züngelte zur Höhe und bald schoß eine Lohe zum Himmel empor, so gewaltig, als wollte sie die nächsten Sterne erreichen und verschlingen, und die Menschen fielen vor Angst auf die Knie und baten um Abwendung von Unglück und Schreckenszeit. Der Riesenfürst war kalt wie Eis und hart wie Stein, er beugte

nicht einmal das Haupt, als die Flammen immer höher stiegen. Erst als sie das schwarze Haar Schwarzwitts erfaßten, wandte er sich ab.

Einsam irrte er in der Wildnis herum und kam in das Gebiet des Eisgeistes. Auf seinen Alpenstock gestützt, starrte der Riese sonder Achtung über die Berge hin. Da fühlte er den kalten Windhauch und die Gestalt in wehenden Nebelgewändern rief ihn an: „Ich weiß von Deinem Kummer. Sage mir, was war Dir das Liebste an Deiner Tochter!"

„O, wecke sie zum Leben!"

„Was die Lohe verschlungen, gibt sie nicht mehr zurück," erwiderte der Geist.

„Ach, könnte ich nur einmal in ihre Augen blicken, so treu und schön! Noch einmal mich an ihrem schwarzen Glanze erfreuen!"

Da streckte der Geist seine Hand gespensterhaft wie eine riesige Wolke über das Gebirge, ein Rauschen hörte man, im Innern des Berges donnerte es, endlich öffneten sich zwei runde Spalten und füllten sich mit Wasser. Und ehe der Riese sich vor Erstaunen erholt hatte, lagen in der Tiefe zwei wundersch[illegible]öne, tiefschwarze Seen, und als der Sonnenschein sich auf den Spiegel derselben legte, da erkannte der Riese an dem feuchten Glanze die Augen seines Kindes. Nun sitzt er jeden Tag auf

der Höhe und blickt hinab auf beide Seen. Und wenn der Wind die Wellen hebt und ein Flüstern und Raunen von einem Ufer zu dem andern geht, dann beugt er sich vor und lauscht hinab und glaubt die innige Sprache Schwarzwitts zu vernehmen.

* * *